Heinrich Laubes
literarische Frühzeit.

(Kapitel 1 u. 2.)

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN.

Von

Paul Przygodda

aus Roglass.

AGAD.
DOKUMENTACJA
BIBL.

Tag der Promotion: 13. April 1910.

Referenten:

Prof. Dr. **Schmidt.**

Prof. Dr. **Roethe.**

Mit Genehmigung der Fakultät kommt hier nur ein Teil der eingereichten Arbeit zum Abdruck. Die ganze Abhandlung wird in den „Berliner Beiträgen zur germanischen und romanischen Philologie", im Verlag von Emil Ebering in Berlin, erscheinen.

Druck von Emil Ebering, Berlin NW. 7, Mittelstr. 29.

Meinen Eltern.

Inhalt.

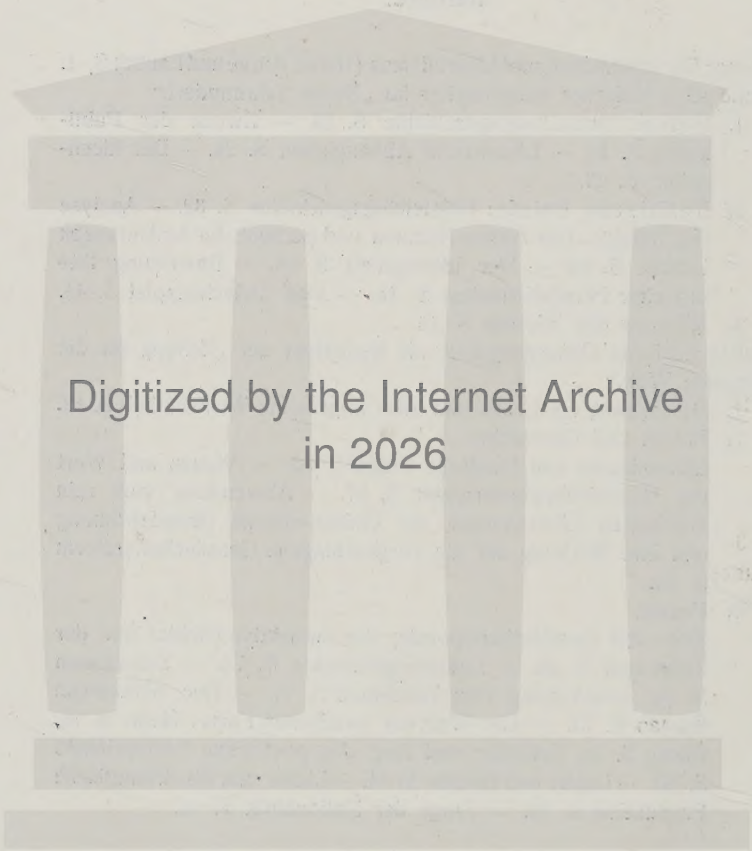
Einleitung: Burschenschaft und Liberalismus (Heine, Börne und Laube) S. 1.

I. Laube als politischer Schriftsteller im „Neuen Jahrhundert."

1. Polen: Entstehungsgeschichte S. 15. — Zweck der Publikation S. 19. — Literarische Abhängigkeit S. 24. — Der Ideengehalt S. 27.
2. Politische Briefe: Entstehungsgeschichte S. 32. — Analyse des Inhalts: Der äußere Rahmen und persönliche Andeutungen Laubes S. 34. — Der Ideengehalt S. 38. — Bewertung literarischer Persönlichkeiten S. 44. — Das Zwischenspiel S. 45.
3. Wirkung des Werkes S. 45.

II. Laubes kritische Uebergangszeit als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt."

1. Die Zeitung vor Laube und seine allgemeine Wirksamkeit S. 48.
2. Politik und Geschichte.
   Liberalismus und Deutsche Frage S. 54. — Wesen und Wert der Geschichtswissenschaft S. 57. — Abwendung vom rein politischen Liberalismus, die ethisch-soziale Grundströmung und ihre Wirkung auf die vorgeschlagene Gesellschaftsreform S. 60.
3. Poesie.
   Zeit- und Gesellschaftspoesie; der subjektive Dichter und der Zeitroman S. 68. — Literaturgeschichte S. 73. — Schwanken in der Anschauung vom Zeitroman S. 77. — Der historische Roman S. 77. — Der Weg zur poetischen Form: Heine S. 78, Börne S. 79, Schlesier und Sieg des poetischen Formprinzips S. 80. — Laube und Goethe S. 84. — Laube und die dramatische Produktion S. 89. — Frage der Nationalität S. 92.


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41535712_0161

Einleitung.

Burschenschaft und Liberalismus.

Selten hat ein moderner Schriftsteller über die Ziele und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit so ausführliche Berichte hinterlassen wie Heinrich Laube. Neben den Einleitungen und Vorworten zu den einzelnen Publikationen stehen die Berichte über die Tätigkeit am Wiener Burgtheater, am Leipziger Stadttheater und schließlich noch am Wiener Stadttheater. Das großzügigste Werk über sein Leben schuf er jedoch in den „Erinnerungen" (1869—75), zu denen er später (1883) noch zwei Nachträge hinzufügte. Hier sucht er aus reifer Erfahrung ein Bild der Wechselwirkung zwischen Zeitströmungen und seinem Leben zu entwerfen. Die Perspektive ist überraschend weit und mit kraftvollen, sichern Strichen gezeichnet. Eine Darstellung der literarischen Anfänge des später hochbedeutenden Theaterdirektors muß sich demnach mit den Entwicklungsbedingungen, wie sie in den „Erinnerungen" aufgefaßt werden, zuerst auseinandersetzen.

Die Studentenzeit war für Laube der erste Abschnitt seiner Lehrjahre. Ihr widmet er in den „Erinnerungen" einen großen Raum (1). Ihren Inhalt bildet die Teilnahme an der seit 1817 verbotenen Burschenschaft, die ihn, wie er sagt (2), bis in die Mannesjahre verfolgt habe. Es wird nötig sein, das Wesen dieser Vereinigung kurz zu betrachten.

Als Vorläufer der Burschenschaft gilt mit Recht der Tugendbund (3). Sein Zweck war „Verbesserung des öffentlichen Zustandes des preußischen und zunächst des deutschen

Volkes durch gemeinschaftliches Wirken tadelloser Männer.“ Als außerordentliche Mitglieder sollten „Studenten, Privatlehrer und alle, welche noch in den Anfängen der Literatur liegen“, in Betracht kommen. Außerdem gab es eine Menge verschwommener Bestimmungen, die den Bund zu keiner rechten Wirksamkeit kommen ließen. Er wurde schließlich durch königliche Kabinettsorder im Jahre 1809 aufgelöst (4). Doch wie die patriotischen Bestrebungen schon vorher ihre Vertretung durch Wort und Schrift gefunden hatten, so wurden sie auch weiterhin gepflegt. Als besonderer Markstein wird von Laube mit Recht Jahns „Deutsches Volkstum“ betrachtet, das 1810 erschien (5). Der Verfasser war vor dem Unglücksjahre preußischer Patriot, preußische Geschichte war das Element, in dem er lebte. Auf diesem Boden erwuchs seine Anschauung vom deutschen Volkstum; sie erwuchs aus dem Haß gegen das Franzosentum, das Preußen allem Anschein nach den Todesstoß versetzt hatte. Die deutsche Muttersprache hebt er auf den Schild, sie soll das Bindemittel der Stämme abgeben. Wenn es auch in dem Buche an praktischen Vorschlägen für eine Einigung nicht fehlt und Oesterreich seine deutsche Mission abgesprochen wird, so schweift doch hauptsächlich der Blick in die fernste deutsche Vergangenheit zu den Eichenhainen, zu Armin, dem Befreier vom Joche der Fremden, und zu der Blütezeit Deutschlands im Mittelalter mit ihren gewaltigen Kaisergeschlechtern. In dieser Wertschätzung des Mittelalters trifft Jahn mit der deutschen Romantik zusammen, von der ihn die nüchtern-preußische Gesinnung wieder schied.

Diesen beiden Strömungen in Jahns Wesen, Preußentum als Grundlage und ein einiges Deutschland als Ziel, wohl gar durch Oedland von Frankreich getrennt, entsprach der Anfang und der Erfolg der Befreiungskriege. Preußische Intelligenz streute das Samenkorn der Freiheit in die Massen, deren Instinkte durch harten Druck der Feinde geschärft waren, preußische Heere schlugen in der Hauptsache die

Schlachten, und ein einiges Deutschland wurde die Losung nach dem Kriege.

Als ihr Träger erscheint die Burschenschaft. Sie entspricht einer historischen Auffassung der Ereignisse. Jahns Ideal des deutschen Volkstums wurde das ihrige: altdeutsche Treue und Redlichkeit und altdeutsche Gemeinfreiheit. Der fürstliche Absolutismus, wie er sich im 17. Jahrhundert entwickelt hatte, widersprach diesem Idealbilde und wurde deshalb bekämpft. Unklar blieb allerdings fürs erste, was an seine Stelle treten sollte, unklar war auch, wie die Freiheit sich gestalten sollte, selbst wenn man an ständische Vertretung dachte, klar war allein der Wunsch, daß Deutschland einig werden müsse, und er glühte in allen Burschenschaftern. Diese antiabsolutistischen Regungen auf nationaler Grundlage brachten die Burschenschaft in den Geruch der Demagogie und trugen ihr die Verfolgung der Staatsgewalten ein (6). Da französisches Wesen als der erklärte Feind galt, konnten auch die Lehren der großen Revolution in diese Kreise nicht gleich ihren Einzug halten, so daß sie praktisch-politische Forderungen wie die Konstitution gestellt hätten. Der historische Instinkt jedoch und die Klarheit über das Ziel eines einigen Deutschlands ist der Burschenschaft gewiß nicht abzusprechen. Das Ziel war zweifellos politisch, und doch hat Laube recht mit den Worten (7): „Wenn man auch der damaligen Burschenschaft politische Ziele nachsagt, so ist dies nur ideal zu verstehen. Unser ideales Ziel eines deutschen Reiches nahm wenig Notiz von den politischen Einzelheiten des damaligen Tages.“ So war denn der historische Blick dieser Vereinigung getrübt.

Ebenfalls auf dem Boden des Volkstums erwuchs eine andere politische Richtung. Doch war für sie der Begriff Volkstum greifbarer und infolgedessen beschränkter. Man kann wohl sagen, daß das Element des deutschen Partikularismus ihr Auftreten stark beeinflußte. Die Eigenart

der deutschen Stämme wollten sie bei der neuen Bewegung vor allen Dingen betont sehen. Hier ist Uhland zu nennen, der „Stockschwabe", für den die Frage der schwäbischen Landstände an erster Stelle stand. Es zeugte von größerer Einsicht in die historischen Zusammenhänge und von größerer Klugheit in Fragen der praktischen Politik, wenn man vor allen Dingen das Nächstliegende, den partikularen Konstitutionalismus zum Feld der Tätigkeit erkor. Das große Ziel des einigen Deutschlands blieb dennoch bestehen, und sicher ist, daß die süddeutschen Landtage eine Frucht des nationalen Liberalismus waren. Sie bildeten das maßvolle Erbe der französischen Revolution.

Doch widersetzte sich ihrem Streben gerade der Fürst, welcher die nationalen Instinkte wachgerufen hatte und durch sein Wort verpflichtet war, eine Verfassung zu geben, Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Er handelte als Mitglied der heiligen Allianz nur folgerichtig. Dieser Bund war von Metternich und Alexander von Rußland gestiftet worden als Vertretung des Legitimitätsprinzips, zur Erhaltung des Alten und Ehrwürdigen in Staat und Kirche. Als dieses Prinzip von dem frommen Karl X. auch in Frankreich eingeführt werden sollte, dem Muster eines national-konstitutionellen Staatswesens für die deutschen Liberalen, da brach der Sturm der Julirevolution los und zeitigte für ganz Europa einen Liberalismus, der kosmopolitisch war und keine nationalen Schranken kannte.

Wortführer dieser Richtung waren Heine und Börne. Heine konnte sich nicht genug tun an Spott und Hohn über alles, was die Restauration in Europa zutage brachte. Er sprach viel von politischen Forderungen, die in der konstitutionellen Monarchie gipfeln sollten, doch wird man ihn kaum als gesinnungstüchtigen Politiker ansehen dürfen. Er verfocht vor allen Dingen den Standpunkt schrankenlos individueller Freiheit und schrieb schon 1828 in den „Reisebildern" (8): „Was ist die Aufgabe unserer Zeit? Es ist

die Emanzipation! Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie."

Napoleon war sein Held; in ihm sah er die individuellen Kräfte des Menschen aufs höchste ausgebildet, seiner Verherrlichung gelten zahlreiche Lieder und in den „Reisebildern" z. B. „Das Buch Le Grand". Diesen Gedankengängen, deren Ziel ein idealer Sozialismus war, Freiheit der gedrückten Völker zur individuellen Betätigung des Einzelnen, schien die Julirevolution zu entsprechen. Sie war jedoch rein politisch, und die Hoffnungen einer sozialen Reform, wie sie auch die Simonisten in Frankreich hegten, erfüllten sich durch sie nicht. Mit gewaltigem Pathos macht sich Heine zum Sprecher aller Erwartungen in den Helgoländer Briefen, wie wir sie in seiner Biographie Börnes (9) verwertet finden als von Laube gewünschten „Berg" (10). „Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten," will er sprechen (11). Frankreich gilt ihm als das heilige Land (12). Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er schon im nächsten Jahre nach Paris ging und dort dauernd blieb.

Paris wurde seit der Revolution das Asyl all der Leute, die die reaktionäre Aera aus der Heimat vertrieb. Auch Börne hatte hier seinen Wohnsitz. Er gehörte ursprünglich mit Heine zu derselben Richtung der kosmopolitischen Liberalen, für die sie beide als Juden prädestiniert schienen. Doch besteht ein tiefer Gegensatz im Wesen beider Männer. Heine fühlte sich stets als Dichter; pochend auf seine Dichterindividualität betont er immer die Aristokratie des Geistes, zu der er sich an erster Stelle rechnet, und stellt sie über jeden Adel der Geburt. Hatte er je ernsthafte Gedanken über

eine Revolution, so bezogen sie sich nur auf eine solche, deren Ausgang Sieg der Geistesaristokratie sein mußte. Der sensible Kulturmensch in Heine fühlt sich zurückgestoßen von den qualm- und dunstgeschwängerten politischen Versammlungen der gesinnungstüchtigen revolutionären deutschen Handwerksburschen in Paris. Hier dagegen befand sich Börne in seinem Element. Er war der Demokrat strengster Observanz; für die dichterische Individualität und Selbstherrlichkeit eines Heine hatte er kein Verständnis. Ihm galt als das Wichtigste, sichtbare Rechte und Vorteile politischer Art zu gewinnen. Die Republik war sein Ziel, das ohne Revolution nicht erreicht werden konnte. Deshalb sind auch seine „Briefe aus Paris", die 1830 zuerst erschienen, Revolutionspredigten. Dieser gesinnungstüchtige politische Zug in seinem Charakter schied ihn vollständig von Heine.

Als Grundsatz galt der radikalen Richtung, ob sie sich an Heine oder Börne anschloß, das Zurückgehen auf die französische Revolution. Wie diese eine Frucht der rationalistischen Aufklärung war, so erschien auch den neuen Radikalen nur das echt, was vor dem Forum der Vernunft Bestand hatte. Vernunftrecht war die Losung, und Rousseaus Contrat social galt als Grundlage jeder Verfassung. Geschichtliche Erfahrung wurde für nichts geachtet.

Diese Richtung ist's, bei der wir Laube mit den Erstlingen seiner Schriftstellerei landen sehen. Der Zweifel an den Idealen der Burschenschaft hatte in ihm Wurzel geschlagen. Er sagt (13): „Alles hat eine Grenze, gar manches Schöne hat eine nahe Grenze, — das war des Zweifels Inhalt. Leere Renommisten, eigennützige Bundesbrüder hatten das zweifelnde Nachdenken geweckt; die Bitternis war gesund, sie bewahrte vor Faselei, ohne den idealen Sinn zu vernichten." Man wird diese Worte für den Zeitpunkt, zu welchem sie gehören sollen, nämlich für den Abgang von der Universität Halle, nicht ganz billigen können, denn Laube zog noch nach Breslau, um dort als alter Bursch die Neu-

organisation seines Vereins vorzunehmen. Erst hier wurden die burschenschaftlichen Interessen durch einen ästhetischen Zirkel, durch die Tätigkeit an der „Aurora“ und Karl Schalls „Breslauer Zeitung“ in den Hintergrund gedrängt. Dann schlug auch bei ihm die Julirevolution wie eine Bombe ein und veranlaßte ihn, sich mit den modernen liberalen Ideen zu beschäftigen. Es war ein neuer Inhalt, der sich in ihm aufbaute, und er wurde, wie er meint (14), allmählich inne, daß oppositionelle Schulgedanken und daß namentlich burschenschaftliche Gedanken organisch zusammenhingen mit diesem politischen Liberalismus. Diese Meinung ist subjektiv und objektiv falsch und erst von dem alten Laube in die „Erinnerungen“ hineingetragen. Aus den ersten Schriften geht hervor, daß für den jungen Laube die Ideale der Burschenschaft völlig abgestorben waren, daß die von ihm beliebte radikal rationalistische Umdeutung nichts mehr damit zu tun hat. Hierin liegt sein subjektiver Irrtum. Es ist aber auch objektiv unmöglich, einen Zusammenhang beider Ideenkomplexe zu konstruieren. Denn die Burschenschaft war national und ruhte eben deshalb auf historischer Weltanschauung, der neue Liberalismus war international, rationalistisch und deshalb rücksichtslos gegen historische Entwicklung. In Laube kämpfen beide Extreme um den Vorrang. Er studiert eifrig Geschichte, spricht viel von historischer Entwicklung und betont daneben die Rechte der Vernunft. Es ist natürlich, daß diese zwiespältige Stellung immer weniger deutlich wird, je mehr Laube sich von der politischen Schriftstellerei zurückzieht, je mehr soziale und ästhetische Fragen in den Vordergrund treten, je mehr er auch die einzelnen Gebiete scheiden lernt. Es war, wie er selbst sagt (15), seiner Natur angemessen, Partei zu nehmen, und das erfolgte bei jedem starken Eindruck auf sein Gemüt. So wird er denn vom radikalen politischen Rationalisten zum objektiv historisch urteilenden Liberalen, für den das nationale Element besonders auf geistigem Austauschgebiete nie

große Bedeutung erlangte. Diese Wandlungen in seiner ersten Schriftstellerzeit darzustellen, ist Aufgabe der folgenden Blätter. Unberücksichtigt bleibt die Breslauer Tätigkeit im Kreise der Freunde und in der „Aurora", desgleichen die Schriftstellerei in Schalls Zeitung, wenngleich diese Wirksamkeit auch in die ersten größern Veröffentlichungen ihre Schatten wirft und an geeigneter Stelle zu erwähnen sein wird.

I.

Der politische Schriftsteller des „Neuen Jahrhunderts".

1. Polen.

Durch die Julirevolution wurde der Liberalismus in Laube geweckt, der Polenaufstand machte ihn zum Schriftsteller. Der Enthusiasmus für die Polen war bei allen Liberalen groß. Den radikalen schien der Aufstand erwünscht, weil er sich gegen Rußland, den Hort der heiligen Allianz, richtete, die nationalen begrüßten ihn als den Kampf eines Volkes um seine nationale Selbständigkeit und seine nationalkonstitutionellen Rechte. Beide Richtungen, auch die nationale, vertritt Laube in dem Buche „Polen".

In Schlesien, wohin die Nachrichten vom Aufstande des 29. Novembers zuerst drangen, genossen die Polen wenig Sympathie. Noch heute weiß man nirgends mehr als in den Grenzbezirken über die „polnische Wirtschaft" zu klagen. Wenn Laube, der in dieser Sphäre groß wurde, dennoch für die Polen eintrat, so offenbart er seine impulsive Natur, seine Fähigkeit, große Ereignisse gewaltig mitzuerleben, und den Trieb, zu gestalten. Laube war damals Hauslehrer bei einem Dr. Rupricht auf Kottwitz, nicht weit von Breslau. Dieser besprach als liberaler Mann mit ihm die polnische Frage. Bücherstudien trugen das Ihrige zu dem Entschluß bei, eine polnische Geschichte zu schreiben. Den äußern Anstoß dazu gab die Lektüre des polenfreundlichen Manifestes von Lord Brougham, dem englischen Reformer, das

1822 in der „Edinburgh Review“ erschienen war. Laube soll seine Aufzeichnungen in das Gewand eines Briefes an den Engländer gekleidet haben. Im Frühjahr 1831 siedelte die Familie Rupricht nach Breslau über. Hier traf Laube einen verwundeten polnischen Offizier, der durch mündliche Erzählungen ergänzte, was jener aus Büchern aufgezeichnet hatte. In der Ruhe des Bades Salzbrunn wurde das Manuskript zu Ende gebracht. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai 1831) begab sich der Pole, der Laube durch seinen Dünkel und sein ewiges Klagen um die oicisna (Heimat) abstieß, nach der Heimat und fiel in den Kämpfen um Warschau. Laube schickte das Manuskript an die Verlagshandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg, die es zum Druck annahm. Schon im Juli desselben Jahres siedelte er als Hauslehrer nach Jäschkowitz, dem Gute eines Herrn von Nimptsch, über. Hier kehrten nach der Warschauer Katastrophe vom 8. September 1831 viele polnische Flüchtlinge ein, Edelleute, die einen wohltuenden Gegensatz zu dem Polen der Breslauer Bekanntschaft bildeten. Sie gaben den Anstoß zu einer Wiederaufnahme der polnischen Geschichte. Die gerade mit historischen Werken gut ausgestattete Bibliothek des Barons von Vaerst (16), die sich im Herrenhause befand, bildete dafür eine vorzügliche Grundlage. Laube berichtet über diese zweite Beschäftigung in seinem Lebensabriß, den er zu den Untersuchungsakten gab: „Ich schrieb einen kurzen Abriß der polnischen Geschichte und bemühte mich, darin zu zeigen, daß Polen gleichsam an einem Uebermaß von Freiheit seine Selbständigkeit verloren habe, etwa wie ein Vollblütiger an dem Uebermaße des Blutes erstickt. Daran knüpfte ich eine prägnante Geschichte des letzten Kampfes.“

Im Juni des folgenden Jahres zog er nach Leipzig und kam hier in Verbindung mit Leuten, die sich den literarischen Kampf für Polen zur Lebensaufgabe gemacht hatten. Das war vor allen Richard Otto Spazier, dessen Vater die

„Zeitung für die elegante Welt“ begründet hatte und als Beurteiler der Pestalozzischen Unterrichtsmethode in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ in Goethes Gesichtskreis getreten war (17). Spazier sammelte als reges Mitglied des geheimen Polenkomitees alles, was auf die polnische Geschichte Bezug hatte, von Flüchtlingen, die sich in Leipzig aufhielten, und vereinigte es zu einem dreibändigen Werk (18). Laube wurde von seinem Plane, nach Paris zu reisen, wo er den Simonismus studieren wollte, abgebracht, obgleich ihm Leipzig und Sachsen überhaupt wenig gefiel (19). Er ließ sich sein erstes „Memoire“, das durch die Ereignisse überholt war, aus Hamburg zurückschicken, nachdem sich Campe durch ein Honorar vom Druck losgekauft hatte, und gab es, wie Prölß behauptet (20), Spazier mit in die Masse der übrigen Mitteilungen. Spaziers Spuren begegnen uns in Laubes Buch noch einmal, jedoch nur im zweiten Teil. Ihr anfänglicher freundschaftlicher Verkehr in Leipzig, von dem Laube erzählt, hielt nicht lange vor. In Nummer 16 der „Eleganten Zeitung“ vom 22. Januar 1833 wird Spazier als korrespondierendes Mitglied der Pariser Société littéraire Polonaise noch ohne Arg und Haß erwähnt. Dagegen schreibt Laube an Heine am 11. November 1833 (21): „Könnten Sie wohl bei einem Pariser Buchhändler einmal fragen, was 80 Bogen französisch gedruckt mit Papier etcet. kosteten und ob Spatziers polnische Kriegsgeschichte in Frankreich reussieren würde . . . Ich interessiere mich dafür, weil die Sache dadurch wieder etwas angeregt würde, und das Buch, wenn auch mitunter verworren und unklar geschrieben, doch viel Verdienst ums Material hat. Spatzier selbst ist einer der schofelsten Ultras, und ich warne Sie vor ihm, wenn er etwa nach Paris kommen sollte, ein Anacharsis Cloots, nur unehrlicher, mit viel Thätigkeit und Geschick aber wenig Talent. Das ist aber Nebensache und geht sein Buch nichts an, sind Sie nicht zu träg, nach diesen Notizen zu fragen, so ist mir's lieb.“ Diese Sätze stehen

in einem vertraulichen Briefe und könnten deshalb besonders hart ausgefallen sein. Daß sie aber Laubes wirkliche Meinung enthalten, bezeugt das öffentliche Urteil über Spazier in Nummer 74 der „Eleganten“ vom 17. April 1834, wo sein Buch über Jean Paul, seinen Oheim, besprochen wird. Hier steht: „Rücksichtlich der Darstellung sind die Sachen Spaziers stets verwahrlost, er schreibt, was man „nicht gehauen, nicht gestochen“ zu nennen pflegt, es ist nicht ein Funke Schönheit, wohl aber eine unangenehm fletschende Eitelkeit in seinen Sachen, und den meisten Gegenständen, welchen er die Feder widmet, schadet er durch eine übertreibende, verworrene Darstellung, welche über die eigenen Beine fällt.“ Aus diesen Aeußerungen Laubes läßt sich wohl schließen, daß sein Eintreten für Spaziers Polenbuch eigenem Interesse, weil eben eigenes Material darin enthalten war, entsprang. Er selbst berichtet nur (22) von mündlichem Ideenaustausch im Schweizerhäuschen des Rosentals, der beiden Parteien zugute gekommen sei. Daneben wird auch als richtig zu betrachten sein, was er über die Entstehung des eigenen Buches erzählt, daß er sein „Memoire“ zur Grundlage der Darstellung genommen habe. — Für einen Verleger wollte Philipp Reclam sorgen, auch ein Mitglied des Polenkomitees, der den Verhandlungen Laubes und Spaziers beiwohnte.

Ueber das schließlich erschienene Buch „Polen“ gibt es heute schon verhältnismäßig zahlreiche, aber fast durchweg falsche Berichte. Prölß, dessen Werk in den Angaben sehr zuverlässig und grundlegend ist, scheint die Schrift nicht gesehen zu haben (23). Geiger, der wohl Grund gehabt hätte, sich mit ihr näher abzugeben, behauptet, sie sei in Briefen abgefaßt (24), und selbst Houben, dessen Laubebiographie heute an erster Stelle steht, scheint nur Stichproben gemacht zu haben (25). Sonst hätte ihm die Zweiteilung und die Verschiedenheit der beiden Teile, auf die er nach der von ihm selbst zitierten Bemerkung des Titelblattes kommen konnte, auffallen müssen.

Für die Entstehung des Buches sind demnach die drei Stationen Kottwitz, Jäschkowitz und Leipzig festzuhalten. Der Titel gibt als Erscheinungsjahr 1833 an, als Verlag: Fürth, Fr. Kornsche Buchhandlung. Besitzer dieser Buchhandlung war Reclam, der seinen eigenen Namen nicht hergeben mochte, weil er Verfolgungen fürchtete. Im „Intelligenzblatt" zur „Eleganten" vom 19. Februar 1833 ist unter der Rubrik „Neueste Deutsche Bibliographie" angezeigt: „Das neue Jahrhundert. Von Heinrich Laube. 1. Bd. Enth. Polen XVI u. 336 S. 8. Fürth. Korn (Leipzig, Literar. Museum) br. 1 Thlr. 12 Gr." Daraus geht die Zusammengehörigkeit der Leipziger Firma Reclams mit der Fürther zur Genüge hervor. In der „Eleganten" vom 12. März 1833 ist an erster Stelle die Charakteristik Johann Skrzyneckis vom Schluß des Buches abgedruckt, so daß nach diesen Zeugnissen die Erscheinungszeit ganz klar liegt. Am folgenden Tage brachte schon Nummer 72 des „Leipziger Tageblattes" eine sehr lobende, wenn auch wenig charakterisierende Kritik.

Bevor wir an die Einzelheiten des interessanten Zeitdokuments — Buch darf man es kaum nennen — herangehen, wird es nötig sein, den Rahmen zu konstruieren, den Laube selbst angegeben hat, d. h. die Zwecke dieser Publikation aufzuzeigen, wie sie aus dem Vorwort und aus einem Brief an Cotta hervorgehen.

Wie jede Partei, so trat auch der Liberalismus agitatorisch auf. Zuerst galt es, einen geistig über der Masse stehenden Kreis mit den Ideen zu befruchten. Dazu dienten die im liberalen Sinne verfaßten Kompendien. Rotteck schrieb sein „Lehrbuch des Vernunftrechts" (1829—35), seine „Weltgeschichte", im Verein mit Welcker die „Enzyklopädie" und das „Staatslexikon" (1834 ff.). Es war ganz folgerichtig gedacht: sollte die Vernunft urteilen, so mußten ihr die stofflichen Grundlagen dafür geboten werden.

Auch Laube hat in seinen formlosen ersten Schriften

kein künstlerisches Ziel; er will vor allen Dingen „orientieren“. Ihn interessiert im Anfang die Geschichte nicht als Wissenschaft, sondern als Predigerin der liberalen Ideen, ganz wie Rotteck sie auffaßte. Anderseits lebte der Drang zur möglichst objektiven Darstellung in ihm; er trug sich in Leipzig sogar mit dem Gedanken einer Habilitation.

Schon am 1. Februar 1832 wandte er sich von Jäschkowitz aus an Cotta und bot ihm neben zwei Tragödien und einer Sammlung historisch-politischer Aufsätze „eine Literaturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Politik“ an (26). Literaturgeschichte setzt Laube, wie aus den weitern Ausführungen hervorgeht, gleich der Kulturgeschichte. Sie soll das ganze Gebiet der Weltgeschichte umfassen und, was besonders herauszuheben ist, die gesellschaftlichen Zustände in den Vordergrund stellen. Das Ziel auf die gewünschte soziale Reform der Gegenwart ist daraus deutlich zu ersehen. Der Einfluß der Persönlichkeiten soll nicht verschwiegen werden, er soll im Gegenteil den Ausgangspunkt zum Ziele der sozialen Gestaltung bilden. Was Laube unter gesellschaftlicher Reorganisation versteht, bleibt hier unausgesprochen. Es handelt sich nicht um materiellen Kommunismus, wie er in den Ausläufern der Simonisten zutage trat, vielmehr um Popularisation und Demokratisierung der Wissenschaft. Insofern jeder aus der Wissenschaft liberale Erkenntnis schöpft und in diesem Sinne wirkt, sitzt die Wissenschaft als Königin des politischen Lebens auf dem Thron. Hierzu ist populäre Form ein Haupterfordernis. Deshalb will Laube schreiben, wie man „unterhaltende Briefe“ schreibt, die Geschichte soll aussehen wie ein Spaziergang, wie eine „Badesaison neben der strengen langen Kur der alten Herrn vom Katheder“. In allerkürzester Zeit, bis Ostern sollte das dreibändige Werk fertig sein. Wie leicht erklärlich, ging Cotta auf diesen weitausgreifenden Plan eines 26jährigen nicht ein, und später sah Laube selbst ein, daß er noch viel hätte lernen müssen, um ihn auszuführen.

In dem Briefe klingt das agitatorische Element nur leise an. Dafür erscheint es um so deutlicher in dem Vorwort zum Buche. Der Band „Polen“ soll eine ganze Reihe von Publikationen einleiten, die unter dem Titel „Das Neue Jahrhundert“ die Grundzüge von Laubes liberalen Bestrebungen geben wollen. Auf der Innenseite des Titelblatts stehen die Worte aus Goethes Faust: „Blut ist ein ganz besondrer Saft“ und dazu noch: „Kein Tropfen wird vergebens vergossen; wie Simsons Locken wachsen die alten Rechte immer wieder jung, und weil die Locken wachsen, zittern die Philister.“ Das Vorwort behandelt in fünf zusammenhanglosen Abschnitten erst allgemeine Fragen, um dann im Besondern den Inhalt der einzelnen Bände des „Neuen Jahrhunderts“ kurz zu skizzieren.

Es ist der Gegensatz der alten und der neuen Zeit, der sich in den allgemeinen Sätzen ausspricht. Die neue Zeit erscheint Laube ein wenig grob, doch zeige sich dieser Zug auch bei der „alten Garde“. Gesucht satirisch malt er aus, wie die Vorreden der alten Zeit sich erst den höchsten Herrschaften empfahlen und dann ganz leise und ohne eigene Gedanken zum Buch überleiteten. Die modernen Schriftsteller stellt er dagegen ins hellste Licht; sie sind politische Parteigänger und arbeiten mit neuen Ideen. Schiller mit dem „Don Carlos“ wird neben der französischen Revolution als Ausgangspunkt der revolutionären „Völkerwanderung der Ideen“ hingestellt. Der Geist des Protestierens gegen abgestorbene Anschauungen, wie er sich in der Reformation offenbarte, wird von neuem beschworen. Er rege sich im Liberalismus, der für Laube noch keine Festung ist, da er zu viel von historischem Entwicklungsgange spreche. Sein Inhalt ist nichts anders als eine Neuauflage der Bibel, die zweite Epoche der Liebesreligion, das tausendjährige Reich der Chiliasten. Ihn beweisen Natur und Geschichte, sie sind Zeugen gegen Vorrechte und Mißbräuche. Der Zeitinhalt muß der Zeit zum Bewußtsein gebracht werden, dazu be-

dürfe es der Intelligenz als Mittlerin. Hier klingt wieder das Verlangen nach Demokratisierung der liberalen Wissenschaft an. Hervorzuheben ist noch, daß die Juden als Beispiel der Geschichte gegen Privilegien eines Standes hingestellt werden. Sie seien früher das auserwählte Volk gewesen, um jetzt als „verachtete Samaritaner" für ihr Dasein zu kämpfen.

Laubes soziales Ideal ist auch hier nicht deutlich. An materiellen Kommunismus ist nicht zu denken. Der Gegensatz von Arm und Reich wird nicht angetastet. Als neutrales Gebiet der Vereinigung aller Stände gilt die Sphäre der neuen Ideen, hier wirkt die Vernunft, ihr fällt es zu, in neuer „Liebesreligion" sozialen Ausgleich zu üben. So ganz allgemein liegt der soziale Gedanke erst vor uns.

Zu den speziellen Themen seiner Bücherreihe übergehend gibt Laube zuerst eine Phantasie über das versunkene Vineta-Warschau an der Weichsel, wo der Liberalismus sitze. — Der zweite Band wird beiseite gelassen, und Laube läßt eine Skizze des dritten folgen, der allem Anschein nach den Simonismus schildern sollte, aber nie erschienen ist. Besonders die „Weiber" und die jüngsten Leser sollten an dem neuesten „Gottes- und Götzendienst" Gefallen finden. In Heines Manier malt Laube aus, wie der Ballsaal zur Kirche werde, wo Enfantin den Cotillon kommandiere, wie man den Weibern Freiheit gebe, mit ihren Ehemännern zu wechseln, so oft sie wollten, und die Priester nebenbei zu lieben. Hier knüpft der Autor an wirkliche Ereignisse in Paris an, wo Enfantin und Bazard als Apostel St. Simons Weibergemeinschaft einführten und nach dem „Offenbarungsweib" suchten. Laubes Begriff vom Sozialismus wird hiermit klarer: der Weiberkommunismus hat seine Sympathien, doch nicht rein äußerlich als Polygamie, sondern, wie er später will, gilt es Demokratisierung der Liebe. Es handelt sich um die Emanzipation des Weibes oder gar des Fleisches, wie später die Devise jungdeutscher Kreise lautet. Der

politische Liberalismus wird kaum gestreift, viel wichtiger ist dieser sexuelle oder ethische Liberalismus. Hier liegen die Umrisse von Laubes erstem Schaffen klar vor Augen. Seine Natur war zweifellos sehr sinnlich, seine Liebesabenteuer in Breslau werfen noch in die „Reisenovellen“ ihre Schatten, so daß für ihn ein persönliches Bedürfnis einer Umwertung der Moral vorlag. Den Drang nach individueller Freiheit von den Banden der konventionellen Unnatur verallgemeinerte er; hier liegt die Wurzel seines Liberalismus.

Dieser allgemeine Liberalismus spezialisiert sich erst noch politisch im Buche „Polen“. Von besonderem Interesse ist an diesem Werke die novellistische Einkleidung eines mit politischen Theorien durchsetzten historischen Stoffes. Im letzten Absatz der Vorrede entschuldigt sich Laube, daß der zweite Abschnitt des Buches in einem Erzählungsrock komme, der keine Knöpfe mehr habe und darum sich nicht gut schließen lasse. Er hat in der Tat hier keinen novellistischen Rahmen gezimmert, wie im ersten Teile, sondern nur eine novellistische Einleitung gegeben. Laube ist noch recht unbekümmert um künstlerische Wirkung. Ihm genügt es, wenn er durch lebhaftes Ausmalen einer rührenden Situation „Damen und leichtfüßige Leser“ in die Wälder der polnischen Geschichte lockt. Es gilt also das durch Lesen von Romanen für jeden ernsteren Wissensstoff verdorbene Publikum für Politik und Geschichte wieder zu gewinnen. Und da Laube beide Gebiete nur im liberalen Sinne zu betrachten vermag, so handelt es sich wieder um Demokratisierung eines liberalen Wissensstoffes.

Wie die Einleitung sagt, zerfällt das Buch in zwei Abteilungen. Der äußerst nachlässige und fehlerhafte Druck läßt das nicht erkennen. Da muß erst durch eine „Berichtigung“ darauf hingewiesen werden, daß es statt „drittes Kapitel“ „zweite Abteilung“ heißen sollte. Es ist vielleicht zu anspruchsvoll, die Bezeichnung „Buch“ überhaupt an-

zuwenden. Die beiden Abschnitte stehen in gar keinem Zusammenhang miteinander, in beiden wird die ganze polnische Geschichte behandelt, beide — der erste allerdings mehr als der zweite — enthalten im Innern die ärgsten Sprünge, deren Ausgleichung dem Autor keinen Kopfschmerz weiter verursacht hat.

Beide zeigen als novellistisches Element die Figur eines Polen, der bei seinem Tode die Geschichte seines Landes dem Autor gewissermaßen testamentarisch vermacht (27). Im ersten Teile bringt er eine Schwester mit, kehrt noch vor dem Fall von Warschau zurück und stirbt bei der Nachricht von diesem Nationalunglück im Hause des Autors. Im zweiten Teile begleitet ein Sohn den verwundeten Vater, sie kommen nach der Warschauer Katastrophe.

Zeigen schon diese Züge, daß die Redaktion der beiden Teile in der Erfindung von Motiven große Sorglosigkeit walten ließ, so sind auch die Besonderheiten der beiden Abteilungen recht unbedeutend.

Die erste gliedert sich in zwei Kapitel und enthält in dem schlecht durchgeführten Rahmen einen schwülstig-dithyrambischen kurzen Abriß der polnischen Geschichte. Er wird unterbrochen von liberalen Deklamationen und einer poetischen Begeisterung für Napoleon. Es sind unverbundene Einfälle, deren Stil überschwängliche Bilder, blutrünstige Malereien, Roheiten mannigfacher Art zeigt; ein künstlerisches Prinzip ist nicht zu erkennen. Dennoch wirkt die Phantastik mancher Bilder, wie z. B. der Ritt Napoleons nach Polen packend. Doch ist hier das Vorbild der Heineschen Reisebilder deutlich sichtbar. Komisch wirken die Vergleiche mit dem klassischen Altertum, wenn z. B. Rotteck mit Cornelius Nepos zusammengestellt wird.

Der zweite Teil entspricht den vorhin zitierten Sätzen aus Laubes Selbstbiographie. Im Buche findet sich fast wörtlich die Bemerkung (28): „Das Recht des Einzelnen war zu wenig beschränkt, die einzelne Freiheit war zu groß und

stürzte die gesamte.“ Doch drückt sie nicht etwa Zweifel an Freiheit und Liberalismus aus, denn das Buch will ja beides predigen, während Laube in seinem Lebensbericht die Sache so darstellt, als habe er die liberalen Ideen ad absurdum führen wollen. Der Zusammenhang der einzelnen Abschnitte ist größer, wenngleich Laube sich auch hier nicht bemüht hat, ihm den Charakter des Journalistischen zu nehmen. Er spricht immerfort von Zeitungen und weist selbst auf die Sprünge durch Sätze folgender Art (29): „Manche Leser — die Besten gewiß nicht — werden sich wundern, daß ich mich schon wieder kopfüber in einen Artikel über Polen hineinschreibe.“ Solche Unebenheiten, die mitten in der Darstellung stehen, weisen auf die ruckweise Entstehung hin. Zu einer geschlossenen Darstellung, die manches Schöne bietet, gibt die letzte Epoche des Kampfes Gelegenheit. Hier erweist sich Laube schon als Meister der Spannung. Dieser Abschnitt ist es, vor dem die Knöpfe des „Erzählungsrockes“ abgerissen sind, so daß er aus dem Ganzen herausfällt; er umfaßt beinahe die Hälfte des Buches und ist allein als selbständige Leistung Laubes anzusehen. Denn für den übrigen Inhalt der zweiten Abteilung wird in allzugroßem Umfang fremde wörtliche Hilfe benutzt. Daß Laube Spaziers Polenwerk ausgiebig zitiert, ist noch erklärlich, weil er sich für gewisse Partien als Mitautor fühlen durfte. Häßlicher wirkt dagegen, wenn er ganze Abschnitte aus einem anonym erschienenen Buch ausschreibt, dessen vollständiger Titel lautet: „Ueber den politischen Zustand von Europa im Jahr 1831. Durch einen englischen Diplomaten als Fortsetzung von Polen von Brougham. Brüssel, Imp. et Lib. normales 1831“ (30). Laube lobt diesen Gewährsmann und stellt ihn in der Zuverlässigkeit über alle andern von ihm benutzten Quellen. Zur Kritik gibt ihm nur die Auffassung Napoleons und der belgischen Staatsgründung Veranlassung. Während nämlich sonst der „englische Diplomat“ bei der summarischen Betrachtung

Europas immer für das Recht der Nationen eintritt und es in Gegensatz stellt zur Staatsgründung durch bloße Macht, ein Grundsatz, den er aus der polnischen Geschichte besonders ausführlich erweist, spricht er den Belgiern das Recht der nationalen staatlichen Vereinigung ab. Aus diesem Zuge, der deutsches Interesse verrate, will Laube dem wirklichen Autor auf die Spur kommen und gelangt zu dem Resultat, daß sich unter dem „englischen Diplomaten" ein deutscher Publizist verberge, „der das lebhafteste deutsche Interesse aus der Demagogenzeit herübergebracht und in mehren Schriften den Deutschen vor Augen gelegt hat." Es liegt nahe zu glauben, daß er Ernst Moritz Arndt meine, der im Jahre 1831 zu Leipzig ein Büchlein erscheinen ließ unter dem Titel: „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande." Doch steckt in dieser kleinen Schrift der ganze Arndt mit seinem grenzenlosen Deutschtum und Welschenhaß, während der „englische Diplomat" trotz des nationalen Grundprinzips sich überaus liberal gebärdet, so daß an seine Verwandtschaft mit Arndt nicht zu denken ist.

Laubes Abhängigkeit von dem anonymen Buch beruht aber nicht nur auf den wörtlichen Entlehnungen, sondern auch in der Uebernahme der meisten geschichtlichen Tatsachen und Urteile. Die affektierten Deklamationen über das Heiligtum der Nationalität im Buche „Polen" haben gewiß nur den Anonymus zur Ursache. Wenn Laube ferner die polnische Geschichte als eine Geschichte der Freiheit schreibt, so stützt er sich auch wieder auf den „englischen Diplomaten". Dieser stellt ebenso wie Laube gern Frankreich als Verräter an Polen und Rußland, Oesterreich, Preußen als Polens ärgste Feinde hin. Nach seiner gewohnten Art vergröbert Laube manchen Zug. Wenn z. B. der „englische Diplomat" von Polen sagt: „Titel und Orden existieren, aber nur in geringem Maße", so macht Laube daraus: „Polen ist das Land, wo Orden und dergleichen Ehrenbezeugungen niemals Sitte gewesen sind."

Für einen Versuch, den gedanklichen Gehalt des Buches trotz aller Entlehnungen in ein System zu bringen, ergeben sich als Leitmotive die Hauptpunkte des Vorworts. Danach ist der Liberalismus eine Idee und zwar die der Freiheit. Für ihn zeugen Natur und Geschichte. Das Begriffspaar Natur und Geschichte, für das die dringlichsten Lamentationen aufgewendet werden, rückt Laube in eine Entwicklung und Abhängigkeit, die er selbst weit von sich wies: er steht im Banne der Romantik, die ihm aus politischen Gründen verhaßt war.

Unter den Rechtslehrern des 17. Jahrhunderts hat sich Hugo Grotius bemüht, einen Ausgleich zwischen dem historisch überlieferten Recht und dem natürlichen Recht der überall gleichen menschlichen Vernunft zu schaffen. Hier erweist sich die Vernunft als das wertvollere Element; sie siegt in dem Naturideal Rousseaus. Wie Laube später Grotius mit seiner Familie im „Deutschen Krieg" eine hervorragende Rolle spielen läßt, so ist ihm auch schon in seiner literarischen Frühzeit der Begriff des Naturrechts nicht fremd gewesen. In diesem Falle verbindet sich die Natur immer mit dem Begriff des Rechts, und so allein ist sie dem Zeitalter der Aufklärung geläufig; sie verbindet sich auch mit dem Begriff des gemeinen Menschenverstandes und führt zur Nüchternheit und Plattheit. Mit Rousseau hob die Sturm- und Drangzeit die Natur auf den Schild und feierte die natürliche Aeußerung der Instinkte und Affekte. Wenn dann der Begriff Natur sich bei den Romantikern besonderer Wertschätzung erfreut, so hat er zugleich auch eine besondere Vertiefung erfahren. Die alte rationalistische Tradition ist hier nicht abgerissen, sie hat vielmehr in tieferer Bedeutung ihre Geltung. Der Begriff Natur behält seinen Inhalt als menschliche Vernunft, erweitert sich aber zur Welt und ergießt sich in alle Erscheinungen des Kosmos. So entsteht die Naturphilosophie eines Schelling, Steffens und Oken. Was früher praktisch benutzter juristischer Begriff war, wird jetzt

weltumspannende Spekulation, die vor allen Dingen die Identität des Kosmos mit der menschlichen Vernunft durch dialektische Operationen beweist. Natur ist hier das organische und anorganische Leben der Welt. Sie tritt gern in Gegensatz zu den verderblichen und verworrenen Handlungen der Menschen, die Geschichte sind. So konstruiert Steffens den Gegensatz zwischen dem stillen Weben der Naturkräfte und der Revolution, wie sie die übermütigen Menschen heraufbeschwören, noch in seinem Roman „Die Revolution" vom Jahre 1837. Die Naturphilosophie ist aber das Ebenbild der Geistesphilosophie. „Denn der Geist ist nur die geistige Natur und die Natur nur der schwere Geist" (31). Was aber Geist ist, wissen wir nur aus unserm Denken; das menschliche Denken, insbesondere das Selbstbewußtsein ist der Höhepunkt der Welt. Ein Höhepunkt verlangt eine Entwicklung; diese hat denn auch Hegel am meisten betont. Blieb für Schelling das ganze Weltall Gegenstand der Spekulation, so beschränkte sich Hegel gern auf den Höhepunkt der Weltentwicklung, auf den schöpferischen Gedanken des Menschen. Dieser Gedanke hat eine Geschichte; Geschichte ist Entwicklung des Gedankens zur Idee der Freiheit; Freiheit ist das göttliche Sein. Auf dieser allgemeinsten gedanklichen Grundlage bewegt sich Hegels Geschichtsphilosophie. Sie hat ihre Wurzeln im romantischen Denken, das nicht etwa sinnlos, sondern mit Hilfe der magischen Vernunft zum geistigen Urgrund der Dinge vordringen will auf der Grundlage strengster Willenskultur. Der tiefste Romantiker Novalis, der in seinen Ansichten über Individualismus und Freiheit am meisten von Fichte abhängig ist, wird nicht müde, eine solche Kultur zu predigen. Gegensatz und Vereinigung von Natur und Geschichte, wie sie sich in der romantischen Wissenschaft offenbaren, fehlen auch in seinem „Heinrich von Ofterdingen" nicht.

Da nun Laube neben die Natur stets die Geschichte stellt, muß er als ein schwächlicher Nachbeter dieser Ent-

wicklung angereiht werden. Von dem weltumspannenden Sinn der romantischen Begriffe hat er keine Vorstellung; er benutzt sie nur zur phrasenhaften Anpreisung seines Liberalismus. Ebenso verfährt er mit der Idee der Freiheit. Freiheit ist für Fichte das Ziel und Streben jedes Vernunftwesens, für Hegel ein Attribut des göttlichen Gedankens. Der Mensch erreicht diesen Grad der Freiheit, wenn die dem gewöhnlichen Geiste als Notwendigkeit erscheinende Natur, wenn sein eigenes Ich sich als Schöpfung seines Abstraktionsvermögens darstellt. In diesem Punkte liegt eben die Identität des menschlich-göttlichen Gedankens mit der äußern Welt. Novalis benennt das weltschaffende Prinzip verschieden; einmal ist's das Gewissen. Er sagt darüber (32): „Das Gewissen erscheint in jeder ernsten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erscheinung, zu einer Verwandlung des Gewissens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein bloßer Begriff, sondern der schaffende Grund alles Daseins bezeichnet werden soll. Diese Freiheit ist Meisterschaft. Der Meister übt freie Gewalt nach Absicht und in bestimmter und überdachter Folge aus. In ihm offenbart sich die heilige Eigentümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Persönlichkeit, und jede Handlung des Meisters ist zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt — Gottes Wort."

Für Hegels Geschichtsauffassung kommt es darauf an, in jeder Epoche die Entwicklung der Freiheitsidee festzustellen. Jede Epoche ist das Erzeugnis der Vernunft und in der Entwicklung eine Stufe; jede Epoche muß daher sine ira et studio verstanden werden, auch die reaktionärste.

Diese Anschauungen über Freiheit und Entwicklung hangen mit dem tiefsten Wesen der dichterischen und philosophischen Persönlichkeiten zusammen. Laube in die Nähe solcher Gedanken zu bringen, scheint vermessen, und doch

zwingt das Pathos seiner Worte nicht allein an dieser Stelle dazu. Er steht ihrem innersten Grunde ganz fern; die Schlagworte hat er angenommen, ihre organische Verbindung aber unterlassen. So wird der Begriff Freiheit bei ihm materiell-praktisch. Laube geht aus von der bisherigen Unfreiheit im gesellschaftlichen und politischen Leben. Es gilt wirklich nur, die liberale Propaganda philosophisch zu verbrämen. Das Wesen der Geschichte wandelt sich unter diesem Einfluß zur Wertung der Ereignisse auf Grund der liberalen Vernunft und die Idee der Freiheit zur Idee des allein seligmachenden Radikalismus. Mit dieser Art bleibt Laube an der Oberfläche haften und zeigt in seiner Auffassung der Vernunft nähere Verwandtschaft mit der platten Aufklärung des 18. Jahrhunderts als mit dem vernünftige und historische Auffassung organisch verbindenden Gedankengebäude eines Hegel.

Im Dienste seiner Freiheit steht Laube, wenn er in beiden Teilen des Buches „Polen“ die ständische Gliederung der Staaten bekämpft. Nur ungern gibt er zu, daß Polen an der überragenden Macht eines Standes, des Adels, zugrunde gegangen sei. Mit wahrer Begeisterung aber stellt er die Konstitution vom 3. Mai 1791 als „Muster für die Liberalen aller Länder“ hin. Der polnische Adel ist trotz aller Schwächen noch weit über den märkischen und schlesischen zu stellen. Dieser gilt als „Magenkrebs für das arme Land“ und müßte jede Woche „ein Quantum gelinder Hiebe kriegen“, damit er erkennen lerne, „der Haselstock affiziere auf gleiche Weise den hochadligen wie den gemeinen bürgerlichen Buckel.“ Der natürlichen Vernunft widerspricht es auch, zu glauben, in einem Schoße stecke ein größeres Quantum von Göttlichkeit. Die Vernunft äußert sich in der Intelligenz. Diese urteilt vorurteilsfrei nur in vielen. Deshalb verlangt Laube die Regierung d e r Besten statt des Besten, d. h. eine volksvertretende Verfassung. Von diesem

Standpunkt aus wird der sonst so verehrte Napoleon verurteilt, doch gibt unser Autor seine Größe der Poesie anheim.

Beim Ueberblick über die äußere Entwicklung der Staaten erkennt Laube die wirkende Idee der Vernunft merkwürdigerweise nur in der Geschichte Polens und führt als Beweis die Rettung des Christentums durch Sobiesky und die gegenwärtige Vertretung des Liberalismus an. Rußland dagegen, ein Gemisch von Christentum, Blut und Furcht, ließ stets seine Kanonen gegen die Ideen donnern. Auch Oesterreich und Preußen sind zusammeneroberte Staaten, die nur dem Glück und der Gewalt ihr Dasein verdanken.

Es ist kein Wunder, wenn bei dieser Auffassung der wirklich geschichtliche Ursprung einer Nation auch nur Polen zugestanden wird. Bloß um dieses Landes willen verwirft Laube die Ergebnisse des Wiener Kongresses, der nur nach Quadratmeilen und Seelenzahl die Länder verteilt habe. Da gibt es plötzlich statt des vernünftigen Naturrechts ein Recht tausendjährigen Besitzes. Es gibt eine Nation, die ihren Fürsten vor ihren Richterstuhl fordern darf. Sie ist sogar der fruchtbarste Boden, auf dem alles Herrliche der Menschheit wachsen kann. Daneben fällt es Laube nicht schwer, den Untergang Polens für eine geschichtliche Notwendigkeit zu erklären, doch nur damit er die liberalen Herzen wieder wecke. Er denkt sich das Weltschicksal, die Gottheit, am Webstuhl sitzend und die Geschichte schaffend. Die Gesetze der Gottheit zu ergründen, ist Pflicht des Historikers. Dadurch werde er zum Propheten. Laube freilich macht sich die Ergründung der Gesetze sehr leicht.

Diese mehr theoretischen Darlegungen unterbrechen den laufenden Bericht beider Abschnitte. Sie fehlen aber fast vollständig in der geschlossenen Schilderung der letzten Kämpfe. Diese ist sachlich, charakterisiert die handelnden Personen, ihre politischen Ansichten und macht für den Untergang die Zersplitterung verantwortlich mitsamt der Meinung der Führer, sie dürften die ungebändigte Volkskraft

nicht wirken lassen, sondern nur das legitime Heer, und dieses sei numerisch den Russen nicht gewachsen. Laube hebt die Helden hervor, zeichnet die Verräter; er weiß schon meisterlich zu spannen, verderbt sich aber die Wirkung durch zahlreiche Abschnitte. Dieser Teil des Buches ist der weitaus erfreulichste, besonders die Charakteristik Skrzyneckis bleibt trotz ihres schwülstigen Stils einigermaßen lesenswert.

2. Politische Briefe.

Die zweite Abteilung des „Neuen Jahrhunderts" trägt den Titel „Politische Briefe". Hier befindet sich Laube auf andern Pfaden. Das Historische tritt ganz zurück, das Politische steht noch im Vordergrund, findet aber Anwendung auf das Gebiet der Literatur. Dieses neugewonnene Land rückt immer mehr in den Vordergrund, um schließlich die Politik ganz zu verdrängen.

Das Buch war auch unter dem Titel „Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele" verbreitet. Houben hält ihn für einen vom Verleger schlecht gewählten Sensationstitel (33). Die Korrespondenz aus Breslau vom Juni, die in der „Eleganten Zeitung" am 12. Juli erschien, nennt diesen Titel und bezieht sich auf die Aeußerungen des Buches über das Soldatentum (34). Der erste Teil ist wahrscheinlich schon Ende März 1832 abgeschlossen, da Goethes Tod als jüngstes Ereignis erwähnt wird. Die ganze Schrift wird in einem Briefe an Max von Oer vom 28. April 1833 als erschienen angegeben. Danach steht wohl die zweite Hälfte des April als Erscheinungszeit fest. Am 23. August brachte das „Leipziger Tageblatt" eine überaus günstige Anzeige. Als Verlagsort ist Leipzig, Literarisches Museum, angegeben, die Verlagsbuchhandlung Reclams, in der schon das vorige Werk erschienen war.

Bezeichnend für den Charakter des Buches ist der Um-

stand, daß in Nummer 1, 2, 4 der „Eleganten“ ein Brief abgedruckt ist, der aus dem Buche stammen soll, wie eine Fußnote angibt, sich aber darin nicht vorfindet. Laube hat eben auch hier keine Rücksicht auf organischen Aufbau genommen; er stopfte regellos alles Mögliche zusammen, die beabsichtigte Zahl der Bogen war gewiß voll, und so fand der Brief seine Stätte in der Zeitung. Dafür spricht auch, daß er vom Dezember datiert ist, während der letzte des Buches vom November stammt.

Was uns im zweiten Teile des Buches an Stoff vorliegt, das hat Laube wahrscheinlich am 2. November 1832 von Leipzig aus Cotta zum Verlag angeboten (35). Es waren Artikel, „die sich auf dem Raum zwischen Sachsen und Braunschweig bewegen sollen“.

Die Schrift hatte beim Erscheinen mit Zensurschwierigkeiten zu kämpfen; im verflossenen Jahre 1832 hatte der Deutsche Bund verschärfte Bestimmungen erlassen. Es galt der Verbreitung liberaler Ideen zu steuern. Den Anstoß zu diesem Vorgehen in Deutschland hatte Oesterreich gegeben. Preußen half ihm schon am 10. November 1831 einen Bundestagsbeschluß gegen die freie Presse durchzusetzen. Das Hambacher Fest gab dann den Vorwand zu den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni und 5. Juli 1832. „Es wurde die entschiedene Unterordnung der politischen Gesetzgebung der einzelnen Staaten unter den Bundestag, die genaue Ueberwachung der Verhandlungen der Ständeversammlungen, die Beschränkung der Oeffentlichkeit dieser Verhandlungen ausgesprochen, eine Kommission am Bunde zur Ueberwachung dieser Vorschriften erwählt (Art. III, IV, V des B.-B. vom 28. Juni 1832) (36).

Diesen Beschluß vom 28. Juni kennt Laube. In der Einleitung sagt er, die Zensur habe für 1832 viel weggestrichen, während man ihn und seine Gesinnungsgenossen 1831 ungestraft habe revolutionieren lassen. Im weiteren Verlauf erzählt er von den „großen Ferien“, die der

deutsche Bund jetzt vorgeschrieben. Mit prahlerischer Unkenntnis des wirklichen Sitzes der Bundesregierung bemerkt er, am 28. Juni sei zu „Frankfurt auf dem Römer“ dem „Volontärschriftstellertum“ ein Ende gemacht worden.

Als Leitmotiv des Buches steht auf der Rückseite des Titelblatts: „Es gibt einen Gott, denn es gibt den Gedanken der Freiheit — Freiheit, dich bet ich an.“ Es gilt, wie das Vorwort sagt, das Werden eines Individuums vom neuen Jahrhundert darzustellen. Das geschieht am besten in Briefen, weil unser Autor den Brief für eine wichtige Form der Zeitliteratur erklärt. Er ist für ihn das Symbol der Laune, des schnellen Ergreifens aller Dinge, des Reißenden, Fugitiven, kurz der modernen Zeit.

Das Buch gliedert sich in zwei Abschnitte, von denen nur der zweite eine Ueberschrift („1832“) trägt und durch ein „Zwischenspiel“: „Die hannöversche Charte“ eingeleitet wird.

Der erste Teil besteht aus einem Briefwechsel zwischen dem Autor und in der Hauptsache einem Partner. Soll sich in diesem Gegenüberstellen zweier Gesichtspunkte das Werden des Individuums offenbaren, so ist diese Absicht gar nicht erreicht. Ein Faden läßt sich nur ahnen, die Briefe zeigen ein ganz wirres Bild. Der Partner ist Jurist, „Ew. Wohlgeboren, ein verehrlicher Referendarius“. Der 12. Brief ist an eine Freundin gerichtet und deutlich herausgehoben durch die Anrede: „Meine liebe Freundin“ und „Theuerste“. Der Jurist ist ein Doktrinär (37), d. h. ein Liberaler, der an die historisch gewordenen Einrichtungen im Staatsleben anknüpft, ein Standpunkt, den Laube später selbst vertrat. Er folgt keiner Partei, sein Programm lautet: „Volksvertretung (aber nicht in gereizter, feindlicher Opposition) und strenge Handhabung der Gesetze.“ Er sieht sogar im Adel einen Stand, der historisch betrachtet seine Berechtigung habe.

Der Autor, der dieses Programm bekämpft, ist Laube selbst (38). Er ist zu erkennen aus den persönlichen An-

deutungen hier wie im zweiten Teil. Diese führen uns hauptsächlich in die Sphäre des Jäschkowitzer Herrenhauses. Hier waltete eine Hausfrau, die für liberale Ideen Verständnis hatte. Man darf sie gewiß nicht als übertrieben emanzipiert hinstellen, und Prölß hat keineswegs ein Recht, diesen Zug aus Familienverhältnissen zu erweisen (39). Laube hat im Gegenteil ihr Interesse für den Simonismus als schön begrenzt (40) dargestellt (41). Daß der letzte Brief ein Privatissimum über Liberalismus vor ihr sein soll, kann man wohl annehmen. Hier wird als Ziel des Liberalismus nicht allgemeine Gleichheit gefordert, „die nimmer stattfinden kann", sondern Freiheit für die Entwicklung jeder Begabung ohne Standesunterschiede. Im zweiten Teile wird die Frau als einzige von der „Camarilla" günstig beurteilt. Die ersten acht Briefe und der sechzehnte sind deutlich an sie gerichtet. Sie ist des Autors „Dame von Fayel" und dem „Adel und seinem Unflat" entrissen. Ihr läßt der Briefschreiber, also Laube, seine „treueste Anhänglichkeit" entbieten. Als direkter Gegensatz zu diesem Bild erscheint der Hausherr. Er ist der Typus eines konservativen preußischen Landjunkers, ihm gelten alle Beleidigungen, die unser Autor auch hier wieder auf den Adel häuft. Im Gegensatz zu Kottwitz fühlte er sich auf seiner zweiten Lehrstelle gedrückt. Es erschien ihm demütigend, wenn der Hauslehrer sein Glas Wein im Winkel bekam und bei Tisch über seine Schüler Auskunft erteilen mußte. Dabei bedürfe der adlige Herr seiner, um aus Hallers „Restauration" die Waffen gegen den Radikalismus zu schmieden: Der Mann schreibt einen dicken Band, weil ihn Hunger dazu zwingt.

Die grenzenlose Verachtung des Adels ist im Grunde von Laube affektiert. Die feinen Umgangsformen zu erwerben, war Ziel seines Strebens. Der vom Adel geübte Sport des Reitens und der Jagd hat es unserm Autor später sehr angetan, und seinem ersten Brief an Pückler, der doch eine Bitte enthielt, merkt man die Bemühung an, sich in

der Leichtigkeit und Eleganz des Tones dem berühmten „Verstorbenen“ gleichzustellen. So berichtet er denn auch hier nicht ohne Genugtuung über die Absicht des Freiherrn von Biedenfeld, der auch in Jäschkowitz verkehrte, ihn zu adoptieren. Ihre Bekanntschaft datierte schon aus der Aurorazeit, wo der journalistische Freiherr Druckerschulden für den jungen Redakteur bezahlte. Er war die Figur eines Lustspiels, wie Laube in den „Erinnerungen“ (42) sagt. Einem Lustspielcharakter entspricht es auch ganz, wenn er als armer Freiherr den noch ärmeren Hauslehrer adoptieren wollte. Der Bericht hierüber ist nicht ohne Ironie. Biedenfeld zeigte noch weiterhin sein Interesse an Laubes Schriftstellerlaufbahn. Er lieferte für die Nummern 55—75 des Jahrgangs 1834 der „Zeitung für die elegante Welt“ die Uebersetzung eines Artikels von Jules Janin betitelt: „Chateaubriands Memoiren“; obgleich ihn eine Rezension des Schlesischen Musenalmanachs für das Jahr 1833 in der Zeitung wenig schmeichelhaft behandelt. Er wird da ein Schriftsteller genannt, „welcher mit vielen Talenten begabt, einen gewissen Stolz darin zu setzen scheint, keines derselben zur Ausführung zu bringen, und welcher seine Kräfte stets zersplittert, statt sie zu konzentrieren“. Später wurde er von Laube noch zur Mitarbeit an der „Mitternachtszeitung“ eingeladen.

Mit Einzelheiten über Frau von Nimptsch sind wir schon in die persönlichen Andeutungen des zweiten Teils gelangt. Hier werden noch andere Mitglieder des Jäschkowitzer Kreises gezeichnet. Es hat den Anschein, als wollte Laube diesem Kreise nach seiner Entfernung in den Briefen des zweiten Teils von seiner Entwicklung Bericht abstatten (43), wenigstens der Dame und einem Freunde, den er ermahnt, ein Mann zu sein gegen die „hohen Fratzen“. Zuwider ist ihm der Doktrinär, wahrscheinlich Karl Witte, ein Verwandter des Hauses, das bekannte Wunderkind, dem die Persiflage in der Ich-Geschichte von Immermanns Münchhausen gilt.

Für ihn liegt in der deutschen Frage politisch das Hauptproblem; er will es auf preußischer Grundlage lösen mit Ausschluß Oesterreichs. Strammes Preußentum nicht ohne liberale Beimischung ist der Grundzug seines Wesens; er wünscht die Person des Monarchen in ihrer Wirkung auszuschalten und verlangt nur die moralisch-monarchische Kraft als Zentrum der Staatsgewalten. Die richtige Folgerung daraus wäre nach Laubes Meinung Republik; er zieht sie auch, der Doktrinär aber schwatzt von Banden des Herzens. Er entspricht dem juristischen Partner des ersten Teiles, nur daß jener praktische Forderungen stellt, während dieser hier entsprechend dem ganzen zweiten Teile die Dinge von einer höhern Warte sieht.

Als weiteres Mitglied des Kreises erscheint noch der „Humorist" und wird bezeichnet als „des Adels Metze", die nach Tisch als Nußknacker zu „verbrauchen" sei. In der Charakteristik von Karl Schall nach seinem Tode drängt sich Laube ebenfalls der Vorwurf in die Feder (44), jener habe dem Adel gegenüber oft nicht das nötige Selbstbewußtsein hervorgekehrt. Die humoristische Ader betont Laube auch immer wieder, so daß hier ohne Frage Karl Schall zu erkennen ist.

Das äußere Ereignis ist im zweiten Teile die Reise nach Karlsbad, zu der Laube 1832 wegen seiner Hypochondrie genötigt war. Es offenbart sich in der Datierung der Briefe. Der erste ist aus Leipzig, vom 2. Juli, die folgenden drei tragen die Ueberschrift: Karlsbad, der fünfte: Braunschweig, im September, die letzten wieder: Leipzig, Oktober und November.

Die Reise dauerte etwa vom 23. Juli bis zum 27. August. In der zu den Akten gegebenen Selbstbiographie sagt Laube, er habe den Rückweg über den Harz genommen. Da wäre Braunschweig als Station wohl denkbar; weil aber die Datierung vom September nicht stimmt, so ist nur an eine willkürliche Bezeichnung Laubes zu denken. Daß er auch

Braunschweig einmal besucht hat, geht aus dem Artikel der „Reisenovellen“ zwischen Breslau und Leipzig hervor.

Laube beurteilt Oesterreich als „neues Capua“ und spricht vom österreichischen „Materialismus“. Dem tadelnden Nebensinn der politischen Gleichgültigkeit, welchen er damit verbindet, möchte er entgehen. Mit seltener Unklarheit will er dennoch einen erkenntnistheoretischen Materialismus begründen, dabei aber eine grenzenlose politische Spekulation als real hinstellen. Das Phantom der Freiheit, wie es in der Erfahrung nirgends vorhanden ist, treibt ihn dazu. Was er der Zeitphilosophie, die er unter dem Sammelnamen Naturphilosophie begreift, zum Vorwurf macht, das „schnurrige Fazit des Absoluten“, den „kleinen Kunstgriff, das Subjekt zum Objekt, das subjektive Nichtsein zum objektiven Undinge zu erheben,“ die Lehre, „daß alles nur insofern ist, als es in meinem Geiste ist,“ übt er selbst mehr als billig aus, und dabei ist er sich dieser Spekulation gar nicht bewußt. Er vertritt im Gegenteil den materialistischen Standpunkt und weiß, daß der „sublimste abstrakteste“ philosophische Satz seinen Keim in der Natur, d. h. der Materie habe; er nennt den Gedanken den „Hanswurst eines gebrechlichen launenhaften Herrn, des Körpers“, weiß, daß eine schlecht konstruierte Leber dem Menschen „die schaukelnde Liebesempfindung“ vergälle, kurz er sieht, wie er sich später (44 a) ausdrückt, daß der „Byronsche Weltschmerz“ am Körper hafte. Es sind also zwei Strömungen deutlich wahrnehmbar, der rein rationalistisch-spekulative Zug und die realistisch-praktische Grundlage jeder gedanklichen Produktion, so daß jener als romantisch-philosophischer Ueberschwang verworfen wird, wenngleich er herrschend ist, diese als Zweck von Studium und Wissenschaft erscheint. Laube befindet sich in einem deutlichen Uebergangsstadium von romantischer Spekulation zu jungdeutschen Realismus.

Das wird ganz klar an der Persönlichkeit, die ihn durch

ihre literarische Wirksamkeit in die neue grundlegende Welt der „Chemie, Physik, Naturphilosophie“ in Karlsbad einführen soll, an Lorenz Oken.

Das bekannteste Werk dieses Gelehrten ist sein „Lehrbuch der Naturphilosophie“, dessen erster Band 1809 erschien und die Widmung trägt: „Seinen Freunden Schelling und Steffens von Oken“. Damit ist der wissenschaftliche Standpunkt schon gekennzeichnet. Die Theosophie und „Kosmogenie“ im Schellingschen Sinne dominiert hier mit all ihren Schlagworten von Heraustreten, Gesetztwerden, Polarität und triadischem Denken. Gott z. B. wird gesetzt aus dem Nichts als Monas indeterminata. Eine exakte naturwissenschaftliche Grundlage fehlt vollständig. Das wurde denn auch von Gegnern der Naturphilosophie aus dem Vossischen Kreise in den „Heidelberger Jahrbüchern“ bemerkt, und Oken setzt sich im zweiten Bande, der 1810 erschien, mit seinen Widersachern durch ein Vorwort auseinander, in dem er betont, daß seine Lehre „durch und durch Physica, reine Historia naturae“ sei und nicht eine der früher beliebten „Schwindeleien“ und „der alte Unfug“. Er möchte die Aufmerksamkeit von dem ersten überspekulativen Bande ablenken und auf die beiden letzten konzentrieren. Hier glaubt er reine Naturgeschichte zu geben und fühlt sich als exakter Forscher, den wir an einem Gelehrten, der — wenn auch nach Goethe — selbständig den menschlichen Zwischenkieferknochen entdeckte, anerkennen müssen. Doch verläßt ihn auch hier die Lust zu sonderbaren und kühnen Hypothesen keinen Augenblick. Das logische Schema der Triplizität, wie es Fichte ausgebildet, wird mit den Erscheinungen des Weltalls und mit denen des menschlichen Körpers ausgefüllt. Die Identität der kosmischen Vorgänge und Eigenschaften mit denen des tierischen und pflanzlichen Organismus findet drastischen Ausdruck in Sätzen folgender Art: „Das Tier ist das Sonnensystem, die Pflanze nur ein Planet.“ Merkwürdig ist auch die Exaktheit, mit der Oken

den Menschen horizontal scheidet in das Geschlechts- und Empfindungs- oder Hirntier. Jedes dieser beiden Tiere hat sein Zentralorgan, dieses das Gehirn, jenes die Leber. Oken meint, es gebe „keine tiefere, keine schwierigere, aber auch keine herrlichere Bedeutung als die Leber", und nennt sie „das Hirn des Kreislaufs". „Daher das Mitleiden und die Freundschaft zwischen Leber und Hirn." „In der Leber sitzt . . . das Ahnungsvermögen, das Vorsehungsvermögen, die Melancholie, die Cholerie, der Zorn. In ihr prallt ferner der Hirngedanke wieder. Leber ist die schlafende Seele, Hirn die wachende. In ihr brütet der Geist bewußtlos jahrelang, um dann fürchterlich als Laune, als Herrschsucht, als Schwermuth, aber auch als Ernst und Kraft hervorzubrechen. Die Leber ist ein fürchterlich erhabenes Organ; wahrhaft ein göttlicher Leib." Besonderer Wertschätzung erfreut sich dann auch der Verdauungsprozeß; er ist „der zweite organische, insofern er dem Wasser nachgebildet ist, aber der erste, insofern alles Organische aus dem Wasser entstanden ist". Oken bietet in seiner Anschauungsweise die genaue Parallele zu Laube. Die romantische Spekulation herrscht bei ihm vor, doch ohne daß er sie als Spekulation anerkennt; er betont im Gegenteil stets die realistische Grundlage der Wissenschaft. So nennt ihn den Ricarda Huch mit Recht das Bindeglied zwischen Romantik und dem jungen Deutschland. Ein Beweis hierfür ist auch die ausdrückliche Berufung Laubes auf Oken. An einer Stelle sagt jener: „Da muß Oken kommen und helfen" und an der andern: „Wenn noch zehn Oken geforscht haben werden, dann wird's die Welt schon viel bequemer haben." Nur aus Okens Leberhymnus wird Laubes „schlecht konstruierte Leber" verständlich, welche die Liebesempfindung vergällt; nur Oken bringt ihn zu dem Ausspruch: „Wer den genauen Zusammenhang der Körper- und Gefühlswelt genau nachweisen könnte: ein besserer Appetit geht Arm in Arm mit einem frischern lebhafteren Gefühl". Auch die ironische Klage, daß die „große

Monas“ sich einen Spaß gemacht habe mit der unnützen Schöpfung des Menschen, geht auf Oken zurück. Am wichtigsten aber ist für den Zusammenhang Laubes mit der romantischen Philosophie und zwar hier nicht der halbschlachtigen Okenschen, seine Auffassung vom Wesen der Vernunft. Er schreibt ausdrücklich „für den Naturphilosophen“ statt des rationalistischen Schlagworts „Verstand“ den romantischen Begriff „Vernunft“ und versteht darunter die gegenseitige Durchdringung von Gefühl und Verstand. Wenn Laube im allgemeinen seinen Zorn gegen die Naturphilosophen ausläßt, so denkt er nicht an Oken, sondern stets an „die Steffenssche und ähnliche Richtung“, die ihm am Uebermaß von Gefühl zu leiden scheint. Er hörte bei Steffens in Breslau Vorlesungen über Geologie und gelangte zu der Ueberzeugung, daß hierin statt Wissenschaft Dichtung geboten wurde, wie sie Steffens in seinen zahlreichen Novellen produzierte. Deshalb nimmt ihn die Betonung der Exaktheit durch Oken so gefangen. Doch nicht allein die Betonung des Gefühlsmäßigen und Phantastischen stieß Laube von Steffens und andern, wie z. B. Fouqué, zurück, in viel höherem Grade tat das die reaktionäre Politik, die jedem Fortschritt und jeder „Bewegung“ der jungen Generation feindlich entgegentrat.

Hier liegen also Zusammenhang und Unterschied zwischen Romantik und dem jungen Deutschland, die gerade für Laube noch an mancher Stelle hervorzuheben sind. Von dem ganz in der Romantik wurzelnden Oken hat er die Betonung der realistischen Grundlage für seine politischen und gesellschaftlichen Spekulationen übernommen; wie dieser läßt er seine Phantasie zu den höchsten Erkenntnissen fliegen mit dem Unterschied, daß sein Gebiet vorläufig die Politik und Gesellschaftslehre allein ist.

Laube treibt die politische Spekulation auf eine Höhe, die mit natürlicher oder historischer Grundlage keinen Zusammenhang hat. Die praktischen Forderungen der Dok-

trinäre, wie Preßfreiheit und Konstitutionalismus, die er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vertreten sieht, genügen ihm nicht mehr. Dafür ist er noch mehr Doktrinär und verlangt die Herrschaft von „tugendhaften“ Begriffen im Staate ohne jedes „monarchische Brimborium“. Dem Wesen dieser Begriffe entsprechen die Gesetze und Institutionen. Doch sind sie auch nur ein Notbehelf. Sie müßten einmal überflüssig werden, dann werde der Einzelne sich selber Gesetz, die Willkür aller das Gesetz der Einzelnen und umgekehrt. Eine solche ideale Anarchie erscheint als Ziel jeder Entwicklung.

Die Ansicht des Doktrinärs verlangt auch eine Antwort, welche die deutsche Frage betrifft. Sie wird denn auch von demselben rationalistischen Standpunkte erteilt. Die Nationen sind nur Mittel zum Zweck des internationalen Humanismus. Hier muß Herder als Eideshelfer dienen. Wie das Streben vom Menschen zum Staate stieg, so wird es, meint Laube, wieder vom Staate zur Menschheit steigen. Die erste Stufe vertreten Staaten wie Preußen. Bei der Entwicklung zum Ziele der Humanität müssen sie in etwas Größerm aufgehn. Dieses Größere war nicht ein politisches Gebilde, ein deutscher Staat, wie ihn die Burschenschafter verlangten, in alter Kaiserherrlichkeit, nicht einmal die auf dem Hambacher Fest proklamierte, sonst annehmbare Form der deutschen Republik, sondern die reine Idee des Liberalismus, die ideale Anarchie. Ihre Gedanken sind für ihn die jetzt herrschende Weltseele, und Deutschlands Einheit beruht in den Gedanken dieser Weltseele, die im „teutschen Sinne“ Raum und Heimat gefunden haben. In diesen Ausführungen hätten wir also den von Laube in den „Erinnerungen“ dargestellten (45) Ausgleich von burschenschaftlichen und liberalen Ideen. Es bleibt aber bei dem schon in der Einleitung vorgebrachten Einwand, daß Laube sich in einer Täuschung befand. Es ist ganz deutlich, daß die historische Errungenschaft der Nationalstaaten nicht übersprungen werden darf, daß ein

deutscher Nationalgeist immer wieder zur Staatenbildung drängte, die ja auch gelungen ist, daß die Idee des Humanismus kein vollwertiges Aequivalent dafür bieten konnte, so wertvoll sie sonst für die Entwicklung ist. Klar ist auch, daß Laube mit diesen Ideen kein Recht hatte, sich als Burschenschafter zu fühlen, wie er es denn auch erst später, nach den Stürmen der Jugend im Alter tat.

Trotz alledem bleibt er der brave Deutsche, der seine Gedanken in weltenferne Weiten schweifen läßt, um schließlich treuherzig zu erklären, dieses Weltbürgertum und Liebe zum Vaterlande seien durchaus miteinander vereinbar. Trotz all dieser jeder wahren historischen Erkenntnis widersprechenden Ansichten hält er die Geschichte für die wichtigste Wissenschaft. Ihr Inhalt ist auch Ideenentwicklung. In ihre Reihe gehört sogar die Legitimität. Doch gleich zeigt sich auch die Beschränkung der Ideen auf die alleinseligmachende des Liberalismus. In diesem Sinne muß sich auch die liberale Idee zur Tat entwickeln. Geschichte darf nicht totes Wissen bleiben. Was Fichte und nach ihm Wienbarg verlangte, daß Wissen Tat sein müsse, wiederholt auch Laube. Deshalb gilt ihm auch als einflußreichster politischer Schriftsteller Börne. Seiner Verteidigung widmet er die eindringlichsten Sätze. Börne ist „göttlicher Abstammung“ und offenbart „göttlichen Zorn“.

Diese Verehrung gehört dem vor keiner Folgerung zurückschreckenden Politiker Börne. Sie findet in einem größern Umfang statt, als Laube selbst zugeben möchte. Er behauptet ausdrücklich, in der Beurteilung literarischer Größen mit Börne verschiedener Meinung zu sein. Dennoch ist der Vernunftstandpunkt, den Dichter und sein Werk nach der Gesinnungstreue zu bewerten, noch klar zu erkennen. Es bedeutet nichts anders, wenn Laube behauptet, die Kunst sei wie die Politik ein Produkt der Vernunft, und läßt er auch das Gefühl als Inhalt der Poesie gelten, so ist ihm doch die äußere Form die Hauptsache. Von dieser hat

er in ganz grobem Irrtum sogar die Meinung, sie beruhe allein auf den Gesetzen der Vernunft. Schließlich ist er doch noch ein wenig milder in seinen Anschauungen als Börne, wenn er die politische Erregung der Zeit zur Schöpfung wahrer Poesie für nicht geeignet hält. Damit verlangt er doch nicht gesinnungstreue politische Poesie. Er fühlt sich als kleiner Philosoph, wenn er das Wesen der neuen Zeit in der Begriffsentwicklung sieht und nur außerordentlich begabte Dichter für fähig hält, diese poetisch zu fassen.

Eine solche Dichtergestalt sieht er in Heine. Ihm fühlt er sich mit Recht, wenn man an die ideale Anarchie denkt, innerlich verwandter als Börne. Doch ist er in der Kritik von Dichterpersönlichkeiten nicht sein unbedingter Parteigänger. Das zeigt sich am meisten in der Beurteilung Goethes. Ist dieser für Heine der strahlende Genius auch im steifen Geheimratsrock, so bekämpft ihn Laube als Nachfolger Wolfgang Menzels und Börnes wegen seiner politischen Gesinnungslosigkeit. Dagegen imponiert ihm der junge Goethe. Er fühlt instinktiv einen gewissen Zusammenhang seiner individuellen und zugleich ethisch-sozialen Bestrebungen mit denen der Sturm- und Drangzeit. Als Vertreter des Individualismus steht ihm Goethe sehr hoch, doch fehlt ihm die Entwicklung vom Standpunkt des Individualismus zum sozialen Mitfühlen, die Laube durchgemacht zu haben glaubt. Er bedauert, daß Goethe für die neuen sozialen Gedanken wohl das Organ, aber nicht den Mut gehabt habe. Zum Beweise dafür dient ihm der „Wilhelm Meister". Daß er Goethe kannte, geht aus den zahlreichen Anspielungen auf den Faust hervor. Karl Schall, der große Goetheverehrer in Breslau, hatte ihm die Wege gewiesen. Klar ist Laubes Stellung Schiller gegenüber. Dieser ist der „warmherzige" Dichter der Freiheit, für den er ja schon in Breslau gegen Wackernagel eine Lanze gebrochen hatte. Tieck aber, wenn auch sonst „unser bester Novellist", hat die demokratische Probe in seiner Novelle „Die Ahnenprobe" nicht bestanden,

während Jean Paul ein „wahrhaft demokratischer Dichter“ ist. Der „gewaltige“ Shakespeare bekommt ein ganz objektives Lob.

Zum Schluß dieser Inhaltsanalyse sind noch einige Worte über das „Zwischenspiel“ „Die hannöversche Charte“ zu sagen.

Houben nimmt an, dieser formlose Zwischenartikel sei selbständig in einem süddeutschen Blatte erschienen, gibt dafür jedoch keinen Beweis.

In Hannover begannen 1832/33 die Kämpfe um eine neue Verfassung. Dahlmann und Rose legten den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes vor, das im September 1833 mit willkürlichen Aenderungen vom König unterzeichnet wurde. Das Gesetz trug ein durchaus konservatives Gepräge und löste die ständische Verfassung von 1819 ab. Jarke lobte in seinem „Politischen Wochenblatt“ den Entwurf, während er von den Liberalen verworfen wurde. Laube schließt sich natürlich der zweiten Richtung an. Er verlangt Volkssouveränität, nennt Jarke reaktionär, weil er den Staat mitsamt den Bürgern zum Eigentum des Fürsten machen wolle, und zugleich revolutionär, weil er gegen das Gewaltigste der Menschheit, ihre Ideen ankämpfe. Und auch hier überspannt Laube das spekulative Element und vergißt, daß der moderne idealistische Philosoph, den er, wenn auch nur oberflächlich, kannte, zugleich die Vernunft in jeder wirklich historischen Erscheinung der Gegenwart, also auch im Absolutismus sieht.

* *
*

Das „Neue Jahrhundert“ ist weder dem Inhalt noch der Form nach ein originales Werk, und Laube selbst meint absprechend in den „Erinnerungen“ (46), er habe alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalisums angezwungen. Als er verhaftet wurde und seinen Lebensabriß zu den Akten gab, behauptete er (47), die Bücher hätten keine

große Verbreitung und Wirkung gehabt. Doch muß man sich hüten, trotz des wirklich geringen Wertes die Wirkung zu unterschätzen. Als die Bände erschienen, nahm Laube jede Gelegenheit wahr, sie anzupreisen. Er schreibt an Heine (48) am 9. Mai 1833: „Meine Geschichte Polens und meine politischen Briefe, die beide unter dem Titel Das neue Jahrhundert erschienen sind, lege ich, wie gesagt, nicht bei, obwohl Sie ebenfalls öfter darin auftreten, weil das Schicken zu unbequem ist," dann aber noch einmal am 12. September: „Meine ersten beiden Bände Das neue Jahrhundert I. Polen — II. Politische Briefe — will ich Ihnen jetzt nicht aufdrängen, Sie können Besseres lesen; wollen Sie selbige auf meine Rechnung bei Campe fordern, und namentlich vom II. Thle. nur die zweite Hälfte lesen, so ist mir's sehr lieb." Auch dem Breslauer Gesinnungsgenossen Max von Oer, dem er von seiner Uebernahme der „Eleganten" berichtet, schreibt Laube (49) am 28. April von den zwei Bänden, die in Preußen bis ins zehnte Glied verboten seien, und bittet ihn, sie sich kommen zu lassen. Er wiederholt die Bitte am 15. Juli. Daraus geht doch klar hervor, daß ihm seine Erstlinge sehr am Herzen lagen und daß er sich ihrer Autorschaft nicht schämte.

Ueber den Sturm der Entrüstung, den die Bücher bei den preußischen Behörden erregten, wird später zu berichten sein. Sie verfehlten auch auf die Leser, besonders auf den hart mitgenommenen Adel, ihre Wirkung nicht. Darüber schreibt die „Korrespondenz aus Schlesien" im Nummer 58 der „Eleganten" vom 22. März 1833. Der Korrespondent stimmt den Ansichten Laubes nicht zu und ist überzeugt, daß dieser nicht lange eine „Elegante oder Eclatante" redigieren werde. „Sie müssen früher sterben, wenngleich nicht an irgendeiner Krankheit, doch gewiß an irgendeiner der tausend Verwünschungen, welche hier zu Lande alle hochgeborenen männlichen und sehr viele fräulichen Zungen

gegen den Verfasser des neuen Jahrhunderts ausstoßen. Freund, Sie haben in ein Wespennest gestochen!“

Der angekündigte dritte Band, über den Simonismus, ist nicht erschienen. Laubes Zeit der systematischen Zusammenfassung seiner politischen und sozialen Anschauungen — wenn man in diesem Chaos überhaupt von einem System reden darf — ist auf weiteres erfüllt. Was er noch zu sagen hatte, das sagt er sehr ausführlich als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“, die er im Jahre 1833 übernahm. Hier kommt die Gärung nach der sexuell-ethischen und literarischen Seite zum Durchbruch, wenngleich die Politik im Anfange nicht fehlt.

II.

Redaktionstätigkeit in Leipzig.

1. Die „Zeitung für die elegante Welt“ und Laubes allgemeines Programm.

Bei der Uebersiedlung nach Leipzig hatte Laube endgültig sein Studium der Theologie aufgegeben. Er stak auch schon zu tief im journalistischen Betriebe, als daß er trotz gelegentlich geäußerten Widerwillens seine Hände hätte davon lassen können. In Breslau redigierte er das ästhetische Winkelblättchen „Aurora“, schrieb Theaterkritiken für die „Breslauer Zeitung“, Korrespondenzen für den Leipziger „Kometen“ und „Planeten“ und Bücherkritiken für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ im Verlage Brockhaus.

Der Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“ wurde durch zwei Artikel „Theaterzustand“ in der „Leipziger Zeitung“ vom 17. September und 15. November auf Laube aufmerksam. Er wünschte Beiträge dieser Art für seine Zeitung. An eine Uebergabe der Redaktion dachte er zuerst nicht.

Die Zeitung hatte schon mannigfache Schicksale hinter sich. Sie war 1801 von Karl Spazier im Verlage Georg Voß begründet worden. Unter ihm verblieb sie bis zum Jahre 1805. 1806 bis 1816 war August Mahlmann Redakteur, 1817 übernahm K. L. Methusalem Müller die Leitung und war noch am Ruder, als Laube nach Leipzig kam.

In diesen 32 Jahren stand auf dem monatlichen Titelblatt stets derselbe Plan. In acht Punkten wollte die Zeitung

bringen: Allgemeine Aufsätze zur Berichtigung von Kunsturteilen und zur Veredlung des Geschmacks, berechnet für die gebildete Welt und für die Unterhaltung in feineren Familienzirkeln, neue Moden- und Luxusnachrichten, Korrespondenznachrichten über Theater, vorzügliche neue Stücke, „Hofnachrichten, insofern sie auf Feste und Vergnügungen, auf Gebräuche und Sitten, auf das höhere stehende Personale der Höfe und auf Fremde Bezug haben, zu welcher Rubrik auch Nachrichten von wichtigen Ereignissen unter dem höheren Adel vom Zivil- und Militärstande, bei Domkapiteln und Ritterorden usw. gehören", Charakteristik von Städten und Ländern, Anzeige neuer Kunstsachen, Literatur, Miszellen. Politik und „eigentliche Schulgelehrsamkeit" blieben ausgeschlossen.

Es ist ganz das Programm einer Zeit, die politische Interessen nicht haben darf, der zur Würdigung höchster ästhetischer Fragen und Schöpfungen die Kultur fehlt, die an den bloßen Neuigkeiten hängen bleibt und ihr Unterhaltungsbedürfnis mit Lafontaineschen Bettelsuppen befriedigt. Zwar verfolgt die erste Periode das Schaffen Schillers und gibt z. B. eine ausführliche Inhaltsangabe des „Tell" (aber eben nichts mehr als eine Inhaltsangabe), 1817 erschienen Szenen aus der Fortsetzung des „Demetrius" von Franz von Maltitz (50). Das sind aber die Fettaugen auf der Suppe. Mahlmann und Müller zeigen sich in dem ganzen Elend ihrer Dichtung und lassen keine Gelegenheit vorübergehn, Proben ihres Talents zu geben. Man wird gewiß für die Zeit von 1806 bis 1831 von einer „verwaschenen Physiognomie" der Zeitung reden können (51). Falsch ist es aber zu sagen, wie Houben es tut (52), die Zeitung sei erst unter Methusalem Müller altersschwach geworden. Im Gegenteil, die politischen Ereignisse der Julirevolution und des Polenkrieges gingen auch an ihr nicht spurlos vorüber. Vor allen Dingen wirkten sie dem Anschein nach auf den neuen Verleger Leopold Voß, der Geschäftsnachfolger seines

Vaters wurde. Er mag auf Müller gedrückt haben, und der Jahrgang 1832 der Zeitung zeigt einen gemäßigt liberalen Charakter. Gubitz, der Redakteur des Berliner „Gesellschafters", in dem Heines „Buch Le Grand" zuerst erschien, ist als Verfasser der meisten Korrespondenzen tätig; er war gewiß ein liberaler Mann. Die Polen werden in zahlreichen Gedichten als Helden gefeiert (53). Die erste Nummer bringt zwei Gedichte von Theodor Kind, in denen dieser von der Freiheit singt, allerdings damit nicht „selbsteigne Willkür" meint und es ablehnt, Freiheit durch Frechheit zu deuten. Eine Strophe, die als programmatisch gelten kann, lautet:

> Der Fürsten Unsinn soll uns nicht verwandeln
> Die Sinne, und die Wut der Demagogen
> Soll nicht mit Träumereien uns umstricken.

Das ist gewiß liberal gedacht. Liberal ist's auch, wenn für Preßfreiheit auf monarchisch-konstitutioneller Grundlage eingetreten wird (54), selbst Rotteck findet Anerkennung und Würdigung (55), sogar vom Simonismus heißt es an einer Stelle (56), er sei ein Symptom der Zeit, das nicht übersehen werden dürfe, und Börne vollends wird in einer Anmerkung der Redaktion gegen harte Beurteilung in Schutz genommen (57). Freilich handelt es sich um seine glänzende Darstellungsart, nicht um seine Gesinnung. Von seinem Radikalismus ist die Zeitung weit entfernt.

Wir sahen nun, daß Laube in Fragen der praktischen Politik ganz im Fahrwasser Börnes schwamm. Als er die Redaktion übernahm, hörte die maßvolle Haltung der Zeitung auf. Ein entschiedener Liberalismus kam ans Ruder. Es sollte in der Geschichte der Zeitung eine neue Aera beginnen. Schon in der vom 10. Dezember 1832 datierten Einladung zur Mitarbeiterschaft (58) kündigt Laube „einige Veränderungen" an und wünscht der Zeitung, „ein frisches jugendliches Colorit" zu geben. Dann heißt es weiter: „Die Stellung und Einrichtung der Zeitung erlaubt ihr nicht, eine

politische Flagge aufzustecken, indessen wird es eben in den Korrespondenzartikeln sehr erwünscht sein, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst auf eine scharfe Weise besprochen werden. Natürlich würde uns jede illiberale Richtung unangenehm sein, natürlich dürfte die gefährliche Linie der Politik nicht gestreift werden. Ließe sich das nicht umgehen, so müßt es von einem sehr unbeteiligten historischen Standpunkt aus geschehen.“ Die Theaterartikel wünscht Laube mehr auf das Wesentliche gehend, also dramaturgisch gestaltet zu sehen.

Falsch ist gewiß, wie Houben (59) behauptet, daß der Verleger von der Politik abgewiegelt habe. Nach dem vorher Gesagten scheint doch gerade Voß auf liberale Gestaltung des Blattes Wert gelegt zu haben. Falsch ist auch, daß Laube die Politik hinter den Schirm der gesellschaftlichen Verhältnisse gesteckt haben soll. Wir sahen schon in der Einleitung zum Buche „Polen“, daß der politische Liberalismus nur ein Moment in Laubes allgemeinem, also gesellschaftlichem Liberalismus war. In den „Politischen Briefen“ sagt er an einer Stelle, erst müßten die Menschen recht geformt sein, dann könne man ans Kleid denken. Daß er deshalb die Politik nicht ganz aus dem Spiele zu lassen brauchte, ist selbstverständlich. Er war auch klug genug, sie hinter den Mantel objektiver Geschichte zu stecken. Dazu bedurfte er nicht erst eines Rates von Voß. Ueberdies hatte Laube, wie wir schon sahen (60), Freude an historischen Tatsachen, und waren es selbst solche der Legitimität.

Der ganze Unterschied von Laubes Redaktionstätigkeit zu der frühern Zeit offenbart sich in seinem Plan. Am meisten mögen ihn als Demokraten die „Hofnachrichten“ geärgert haben; er ließ sie also fort, desgleichen die Moden- und Luxusnachrichten. Dafür betont er historische Darstellungen, Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen aus der Literatur des Auslandes, vor allen Dingen aber „Kritik der gesamten neuesten Literatur, insofern sie all-

gemein interessiert und nicht streng abgeschlossen in eine Fachwissenschaft einschlägt". „Alle rein politischen und streng wissenschaftlichen Aufsätze sind ausgeschlossen."

Laubes Name steht am Kopf der Zeitung vom 1. Januar 1833 bis zum 31. Juli 1834. Für die literarische Kritik führte er das wöchentlich erscheinende Literaturblatt ein. Seine erste Nummer ist vom Freitag, dem 4. Januar 1833, die folgenden erschienen am Donnerstag. Sie sind bis zum 5. Juni 1834 von Laube verfaßt, wenn nicht ausdrücklich Schlesier, Laubes Substitut, wie er sagt, als Verfasser zeichnet. Hier wird manches Streiflicht auf politische Dinge geworfen, so weit es sich nämlich um politische Bücher handelt, oder die politische Stellung die literarische Kritik beeinflußt. Was Laube über Politik zu sagen hatte, das läßt er ausführlich unter der Flagge „Laufende Geschichte" segeln (61). Seine ethisch-sozialen Ideen finden wir in den Nummern 129, 130, 135, 136, 137, 171—175 des Jahrgangs 1833 im novellistischen Gewande als „Moderne Briefe", soweit sie nicht ebenfalls im Literaturblatt berührt sind oder in den Korrespondenzen aus Leipzig, Karlsbad, München und Wien. Die Korrespondenzen aus Leipzig stehen in den Nummern: 1 (für die „Politischen Briefe" geplant), 30/31, 33—35, 78/79, 81—84, 86/87, 126/127, 129/130, Jahrgang 1834: 42—45. Sie tragen alle die Anfangsbuchstaben von Laubes Namen als Unterschrift und sind für die Entwicklung seiner dramaturgischen Ansichten von großer Bedeutung. Die Autorschaft Laubes bei den Korrespondenzen aus Karlsbad (Nr. 164—166) und aus München (Nr. 176/77, 179, 200) habe ich durch Vergleich mit den entsprechenden Artikeln der „Reisenovellen", zu denen sie verarbeitet wurden, festgestellt (62). Die ebenfalls in die „Reisenovellen" aufgenommenen Briefe aus Wien in den Nummern 195—197, 200—202, 245—247, 249/50 tragen Laubes Unterschrift. Von längern Artikeln unter vollem Namen ist schon erwähnt in Nr. 51 Johann Skrzynecki. Dazu kommen noch: der Nachruf für Cotta (Jahrg. 1833 Nr. 4),

Madame Schröder-Devrient (Jahrg. 1833 Nr. 5), Karl Schall (Jahrg. 1833 Nr. 232, 234—237, 239—241), Mirabeau (Jahrg. 1834 Nr. 37—40, 42/43), Talleyrand (Jahrg. 1834 Nr. 47—50, 52), Romeo-Schröder-Devrient (Jahrg. 1834 Nr. 65—68), Olimpia (Jahrg. 1834 Nr. 144—146). Außerdem veröffentlichte Laube unter seiner Chiffre drei Charaden und in Nr. 221 (1833) sieben lyrische Gedichte unter dem Gesamttitel „Herbstliche Sommerfäden", alle ohne jeden Wert. Auch „Gedanken" kommen in der ersten Zeit zum Vorschein, Aphorismen, die knapp zusammenfassen, was Laubes Ideenwelt bildete.

Durch die ungeheure Zahl dieser Beiträge drückte Laube der Zeitung völlig den Stempel seines Geistes auf; er leistete eine gewaltige Arbeit, nahm sich aber nie die Zeit, in die Tiefe der Probleme einzudringen.

Nicht erwähnt sind noch zwei Artikel, in Nr. 1: Vorwort zum Jahrgange 1833 (63) und in Nr. 2: Der Herrgott 1833. Beide ergänzen den von Laube aufgestellten Plan und geben die Richtlinien für den Ideengehalt, den er als Redakteur umfaßte. Die beiden Grundrichtungen seines Wesens, dogmatischer rein spekulativer Liberalismus und historische Auffassung der Dinge, gehen auch hier durcheinander.

Im ersten Artikel entwirft Laube das phantastische Bild einer Gebirgslandschaft und preist die schöne Aussicht von ihren Spitzen auf den See im Tal. Einer solchen Höhenwelt vergleicht er sein Zeitalter, als dessen Inhalt er die Politik bezeichnet. Hier rauscht die Geschichte, zu der vor allen Dingen die „Titanenkämpfe der linken Seite" gehören. Die Politik muß der Hintergrund jeder Romantik, d. h. der Poesie, bleiben. Auf diesem gewaltigen Hintergrunde will auch die Zeitung für Scherz und Laune Stoff bieten und den Geist des Schönen pflegen. — Wird hier die Politik als das beherrschende Prinzip des modernen Lebens hingestellt und als ihr Inhalt die Titanenkämpfe der linken Seite, die den wesentlichen Bestandteil der Geschichte ausmachen,

so beabsichtigt der zweite Artikel eine Prognose für das Jahr 1833. Der Autor vermag eine solche zu geben, weil er Geschichte studiert und die treibenden Kräfte erkannt hat. Wir bekommen seine Geschichtsphilosophie in nuce vorgetragen, in Heines überladenen Stil gekleidet, mit dem wiederholten Hinweis, daß Geschichtskenntnis für die praktische Gestaltung der Zukunft vom größten Wert sei.

Suchen wir durch den äußeren Schwulst zum Kern der Sache durchzudringen, so können wir die schon vernommenen Hegelschen Klänge wieder leise ertönen hören. Die Breslauer Bekanntschaft mit dem Berliner Studenten und Schüler Hegels, von der Laube im Vorwort zum „Monaldeschi" berichtet (64), ist auch hier bemerkbar. Laube stellt sich eine geschichtliche Entwicklung in Gegensätzen vor, so daß der in einer Entwicklungsstufe liegende Widerspruch zu dem, was sie eigentlich darstellen sollte, die Geschichte vorwärts treibt. Er symbolisiert die treibenden Kräfte der Geschichte als Herrgott und Teufel. Der Teufel erscheint ihm als Schatten, ohne den kein Licht wäre, als „Extrem des Gedankens", der Herrgott ist das „große Gesetz der Welt, das da aufgeschlagen liegt in den Büchern der Natur und der Geschichte". Er ist in seinem Wesen ewig, nur sein Abglanz wechselt auf dem „schwachen, herumirrenden" Auge der Menschen. Die Geschichte ist der Ausdruck von des Herrgotts Gesicht; sie muß studiert werden, sei es auch nur aus dem alten Schröckh (64 a) dann könne jeder auf Fragen der Zukunft Antwort geben.

2. Politik und Geschichte.

Laube wünscht allen Ernstes, den Fragen der Gegenwart eine feste historische Basis zu geben, und verlangt somit eine Betrachtung dieser Seite seiner Redaktionstätigkeit.

Zum Zwecke der historischen Grundlegung schreibt er den Artikel: „Laufende Geschichte". Dieser soll, wie eine

Fußnote bemerkt, die Geschichte jedes Landes kurz skizzieren und für die Augenblickswirkung in der entsprechenden Form auftreten: „in Frack und Ballkostüm, kompendiös zum Tanzen eingerichtet", „ohne Fakultätsrock und Allongenperrücke"; sie will nur den „feinen Champagnerschaum des großen Entwicklungsprozesses servieren." Wir haben hier wieder die schon besprochenen Grundsätze der Demokratisierung der Wissenschaft vor uns. Ihr Inhalt ist auch hier der Liberalismus, und bei der Darstellung läuft es immer darauf hinaus, daß Laube aus der Entwicklung des Landes heraus feststellt, wie weit die Freiheit gediehen ist. Der Begriff Freiheit ist auch hier in dem schon erläuterten Sinne gebraucht. Daß es sich um das mißverstandene Prinzip Fichtes und Hegels handelt, wird uns klar, wenn wir die Auseinandersetzung über den Begriff der Freiheit in Frankreich und England (65) beachten. In Frankreich regieren Prinzipien, die „Freiheit des sich in menschheitlicher Liebe ausbreitenden Lebens", in England dagegen Freiheiten, weil das Ich des Engländers Anfangs- und Endpunkt sei. Der Zusammenhang der „tugendhaften Begriffe" aus den „Politischen Briefen" mit den Prinzipien in Frankreich ist offenbar, ebenso die Tatsache, daß die Allgemeingültigkeit der Begriffe Hegels sich für Laube in der menschheitlichen Liebe symbolisiert, die auch für Friedrich Schlegel das Wesen der Welt bedeutet. Wie sehr Laube im übrigen den Freiheitsbegriff mißverstand, geht daraus hervor, daß er der Revolution offen seine Sympathien bezeigte. Was Houben in der Darstellung (66) der „Politischen Briefe" über die Tendenz des Buches sagt, ist nicht richtig. Laube ist in praktischen Fragen der Politik Anhänger Börnes, also Republikaner; er erklärt sich einverstanden mit der radikalen Stimmung des Hambacher Festes, und hierin liegt eine aufreizende Tendenz des Buches, die Houben leugnet. Wir finden sie bestätigt in der „Laufenden Geschichte", wo Laube den Frankfurter Putsch mit unverhüllter Genugtuung be-

grüßt (67). Er freut sich, feststellen zu können, daß „deutsche republikanische Jugend“ ohne weiteres „niedersteche“ und ohne Umschweife totschieße (68). Es ist mit der Objektivität dieses Artikels wirklich nicht weit her.

Zur Politik der Gegenwart, die sich in der „Laufenden Geschichte“ vorzüglich darstellt, gehört an erster Stelle das Problem der deutschen Einheit. Eine Natur wie Heine behelligten Fragen des nationalen Zusammenschlusses, wie sie die Burschenschaft stellte, sehr wenig. Auch Laube, der sich ganz im Banne der von jenem ausgehenden liberalen Ideen fühlte, hätte folgerichtig die Frage nach einer deutschen Einheit für erledigt ansehen müssen. Wir wissen, wie er sie in den „Politischen Briefen“ umdeutet, und finden ihn hier auf denselben Pfaden. Den Zusammenhang mit den burschenschaftlichen Ideen hat er ganz verloren. Jahn, Arndt, Görres, ihre Vertreter, nennt er Kinder, die mit Deutschlands Hoffnungen gespielt und sie verspielt hätten. Als ein unheimlicher Totenacker erscheint ihm jene Zeit, ihre Bestrebungen als vermoderte Politik (69).

Nationale Einheit liegt für ihn auf einem ganz andern Gebiete. Die wirtschaftlichen Einigungsbestrebungen, wie er sie in List, dem Vater des Zollvereins und der Eisenbahnen, den er selbst kannte, verkörpert sieht, und die Erfolge, die Preußen mit dem Zollverein hat, erwecken ihm hauptsächlich die Hoffnung, daß sich bei der Freiheit des Verkehrs auch das reaktionäre Preußen der neuen Richtung nicht werde verschließen können (70). Ein einiges Deutschland im Sinne Preußens erscheint für intellektuelle Bildung, die als Grundlage des Liberalismus angesehen wird, nicht erwünscht. Denn gerade dadurch, daß verfolgte Wissenschaft sich in die gegenseitig aufeinander eifersüchtigen dreißig Staaten habe retten können, sei der gesamte wissenschaftliche Standpunkt so hoch geworden (71). Die nationale Frage beantwortet Laube nur ideell. Sie beruht auf der Selbständigkeit und Originalität der schriftstellerischen

Individuen. Diese wirken verdichtend auf die Masse und schaffen so freie, unüberwindliche Nationen (72).

In diesen Sätzen sind die Umrisse der Gegenwartspolitik Laubes, der praktischen Geschichte, wie er sie nennen könnte, gegeben. Nachdem wir schon in dem Artikel Der Herrgott 1833 ihre theoretische Grundlegung in Kürze kennen gelernt haben, wird es von Interesse sein zu erfahren, was Laube im weitern Verlaufe über die Prinzipien der Geschichtswissenschaft zu sagen weiß.

Da fällt uns denn zuerst auf, wie er seine Anschauungen über die deutsche Nationaleinheit aus der Geschichte begründet. Er hat erkannt, daß es zweierlei Völker gebe, solche mit dem Streben nach nationaler Einigung und solche ohne dieses Streben. Zu der zweiten Art gehört das deutsche Volk. Laube preist es ob dieser Eigenschaft und erklärt es für ein Mittelglied zwischen den Nationen zum Ziele der allgemeinen internationalen Humanität. Die Völker seien eben Individuen und müßten nach eigenen Regeln beurteilt werden.

Laube kann sich nicht genug tun, diese Erkenntnis als historische Erfahrung zu betonen; man dürfe sie unter keinen Umständen verwerfen und aus dem Kopfe das Gegenteil konstruieren (73). Wie steht es jedoch mit dieser Erfahrung? Ist sie nicht aus dem Kopfe Laubes entsprungen? Wie leicht wird es ihm, die nationale Tat der Befreiungskriege und sein ganzes Burschenschaftertum mit ihr zu vergessen, weil das liberale Prinzip ihn blendet! Er bleibt sich deshalb ganz getreu trotz des Protestes gegen Konstruktionen aus dem Kopfe, wenn er an einer andern Stelle im Gegensatz dazu sagt (74): „Eine Sache ist gut, weil sie gut ist, nicht weil sie dagewesen. Haltet Euch ans Vernunftrecht und die eisernen Gitterstangen des natürlichen Rechts; vor denen stürzen die reißendsten Tiere Afrikas machtlos zurück“. Der von uns festgestellte Widerspruch ist für Laube nicht vorhanden. Denn er erkennt als histo-

rische Strömungen nur Weltströmungen an, nicht kleine nationale. Nur jene sind ihm anerkannte Begriffe. Als eine Weltströmung erscheint vor allen Dingen der Liberalismus.

Diese Weltströmung ist's denn auch, die ihn in seinen Ansichten über Geschichtschreibung verwirrt. Für Laube gehört zu dem Begriff Geschichte, daß der historische Autor Partei nimmt. Geschichte soll den „abgezogenen Geist" der Chronik geben, sie soll nicht bloß Erzählung, sondern auch Kritik sein. Kritik heißt für Laube, sich einer der beiden handelnden Parteien anschließen. Denn ein Drittes außer den beiden Parteien gebe es nicht. Parteiisch dürfe der Historiker deshalb doch nicht werden (75), d. h. er dürfe nicht Begebenheit oder Handlung zu gunsten einer Partei im falschen Lichte darstellen. Auch dürfe der allgemeine, d. h. gesellschaftliche Zustand nicht vernachlässigt werden. Man erkennt deutlich, daß nur Gegenwartsgeschichte Wert hat, der soziale Zweck wird ebenfalls hervorgehoben. Laube verlangt liberale Tendenzgeschichte. Vom unbefangenen Standpunkt aus beurteilt, definiert er eben nicht den Begriff Geschichte, sondern gibt nur die Schwierigkeiten an, die einer objektiven Gegenwartsgeschichtschreibung im Wege stehen. Er erkennt allmählich die Unklarheit seiner Anschauungen. Diese Erkenntnis geht zusammen mit der allmählichen Scheidung des politischen und des ästhetischen Gebietes. Da erkennt er (76), daß der Historiker seiner Zeit kein objektives Recht gewähren könne; „aber objektive Gerechtigkeit dürfen wir von ihm verlangen". Diese erscheint möglich, weil sich der Mensch mit seinen moralischen Begriffen aus großen Verhältnissen herausgebildet habe. „Die Zeit ist größer als der Mensch, obwohl der Mensch die Zeit macht." Hier wird der Liberalismus als eine unter andern Strömungen aufgefaßt, freilich als die der Gegenwart gebietende, doch löst sie eine andere ebenso berechtigte Strömung der Vergangenheit ab. Die nationale Strömung wird auch der Diskussion wert gehalten, wie wir sahen (77),

wenngleich als nebensächlich abgelehnt. So haben wir denn beide Elemente, die das Wesen der Zeit ausmachen, nationale Regungen und Liberalismus, vertreten gesehen. Der wahren geschichtlichen Anschauung stand Laube nicht sehr fern. Es fehlte eine geringe Zurückdrängung des liberalen Standpunktes zu gunsten des nationalen, dann war sie erreicht.

Zum Wesen der Geschichte gehört auch, wie wir schon hervorhoben, der soziale Zug. Die Geschichte ist die allumfassende Wissenschaft; jede andere muß sich ihr unterordnen. Sie geht mit ihren Wirkungen auf soziale Reform, die an der politischen Neuordnung keineswegs Halt macht. Es handelt sich um die Neuordnung der ethisch-sozialen Kräfte des Menschen. „Die Wissenschaften sollen nicht starr und kalt wie Eiszapfen nebeneinander hängen, sondern in einen großen Strom zusammenfließen, in welchem der Mensch baden und die müden Glieder erfrischen kann", heißt es in der Rezension der „Briefe eines Narren an eine Närrin", die zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung" erschienen war und hier zitiert wird (78). Mit Genugtuung konstatiert Laube, daß alle bisherige Wissenschaft über den Staat in der Gegenwart auf dem Throne sitze, daß sogar der Bauer in Schottland für Ideen des Aristoteles eintrete (79). Laube sieht also erfüllt, was er im Brief an Cotta und im Vorwort zum Buche „Polen" wünschte, die Demokratisierung liberaler Wissenschaft. War ihm Heine schon das Vorbild in der Poesie, so ist er es für ihn hier als Geschichtschreiber. Er weiß auch von den „Französischen Zuständen" nichts Besseres auszusagen, als daß er die Poesie bewundere, mit der in diesem „schönsten Geschichtswerke" „Länder, Helden, Völker und Gottheit, die Ingredienzien der Geschichte, empfangen sind". Hervorgehoben wird die Menschenliebe, die „mit rosenrotem Munde" in dem Buche hüpft (80). Hier dringt der innere Kern von Laubes Liberalismus an die Oberfläche. Das rein persönliche Element trägt ihn; es handelt sich um ein rein

individuelles Erleben aller Einzelheiten, die menschlich sind. Diese Auffassung wird mit Recht Poesie genannt. Sie kann sich nicht in der politischen Aeußerlichkeit erschöpfen. Ein Historiker, für den die Politik im Vordergrund steht, der auch durch keine ideal-sozialen Grundsätze von vornherein beeinflußt ist, wie Ranke, gilt aus all diesen Gründen Laube zuerst sehr wenig. Er erwähnt ihn zweimal kurz in der Zeitung (81), spricht von seiner „Dreistigkeit" im Auftreten und prophezeit ihm ein frühes Grab.

Mit dem Prinzip der Innerlichkeit, mit der Poesie und Menschenliebe betritt Laube wieder einen Boden, der ihn in die romantische Tradition einreiht. Mit Recht nennt er gerade Heine im Zusammenhang von Poesie und Menschenliebe. Der von Novalis schön festgelegte Begriff der Schöpfung aus Freiheit (82) bezieht sich zu allererst auf den Poeten. Das Rätsel der allgemein menschlichen und speziell dichterischen Individualität als innerliches Weltprinzip tritt damit neben die äußere kosmische und historische Spekulation und wird auch von Laube aufgenommen, freilich teils oberflächlich, teils mit der gepriesenen modernen Sphäre verquickt. Das erste Beispiel hierfür ist die Würdigung des Historikers Heine vom Standpunkt der Poesie. Die andere äußere Seite der Spekulation knüpft an Hegel an. Laube bespricht ein Buch über ihn (83) und sieht darin „Hegels Absolutismus" mehr vom Standpunkt der „christlichen Demut und Zerknirschung" als von dem der „kritischen Philosophie" angegriffen. Es fehlt ihm die Erwähnung der „blutvolleren Resultate der Philosophie in bezug auf Christentum, Staat, Geschichte", und er hofft, bald seinen Lesern „auf lebendigere Art" von diesem „allerdings ausgezeichneten Geiste Hegels" sprechen zu können. Wäre diese Hoffnung in Erfüllung gegangen, so hätte Laube entsprechend seinem Debut in den „Politischen Briefen" bald den Junghegelianern der „Halleschen Jahrbücher" angehören müssen. Doch verfolgt er diesen Weg nicht, kehrt vielmehr zu seinem alten halb-

romantischen Liebling Oken zurück. Denn nur auf diesen kann sich die merkwürdige Interpretation der modernen „Faustwehen“ beziehen. Wie Oken die Zusammenhänge zwischen Erscheinungen der anorganischen und organischen Natur betont, wie er insbesondere die Leber, das Zentralorgan des Geschlechtsmenschen, verantwortlich macht für die Melancholie, die Cholerie, den Zorn, wie in ihr der Geist bewußtlos jahrelang brütet, um dann fürchterlich als Laune, als Herrschsucht hervorzubrechen, so meint auch Laube, daß „tellurische Einflüsse in gewissen Zeitabschnitten mit „einer Art von Regelmäßigkeit auf den menschlichen Körper wirken“, daß also „stationäre Jahrhundertskrankheiten entstehen“. In wieweit diese bestimmte geistige Tätigkeiten erweckten oder unterdrückten, Freude und Trauer in bestimmte Bahnen wiesen, einzelne Wissenschaften und Künste zur Bearbeitung vordrängten, streng geschiedene Stimmungen und Lebensansichten erzeugten, das möchte er zwar nur andeuten, doch ist er der Ueberzeugung, „daß die materielle Erde das Thema der Weltgeschichte wesentlich entwickeln hilft“ (84). Wie also die eigene Unterleibskrankheit Laube nach seiner Meinung zum Hypochonder und Revolutionär macht, so müsse, glaubt er, das Geheimnis der ganzen revolutionären Epoche in der Erde, dem Substrat des Lebens, enthalten sein. Für seine Ergründung will er „namentlich die Naturforscher“ interessieren. Die Verwandtschaft mit den halb romantischen, halb materialistischen Anschauungen Okens ist wieder ganz deutlich. Klar ist aber auch der Unterschied: er beruht in der einseitigen Nutzanwendung auf die Politik, die Laube vornimmt.

Wir haben in den vorstehenden Ausführungen Laubes politische Ansichten im weitern Rahmen seiner historischen und sozialen Bestrebungen dargestellt. Bevor wir die zweite Richtung, das innerliche und rein persönliche Element seines Liberalismus, weiter verfolgen, müssen wir Rechenschaft ab-

legen über den plötzlichen Abbruch des Artikels „Laufende Geschichte“; er hört auf in Nummer 185 vom 21. September 1833.

Auffällig ist vielleicht schon, daß der letzte Abschnitt sehr viele Zensurstriche aufzuweisen hat, daß also ein äußerer Zwang vorlag. Die Gefahr, in die sich Laube durch die freimütige Behandlung aktueller Ereignisse begab, wurde ihm deutlich vor Augen geführt. In Nr. 126 vom 1. Juli 1833 berichtet er von der plötzlichen Verhaftung Joël Jacobys wegen seines „Politischen Büchleins“ auf auswärtige Requisition hin. Und doch sei darin, meint Laube hier und auch in der Rezension des Buches (85), „echt-deutsch-altvorderlich der Liberalismus von den Hohenstaufen hergeleitet“. Er wurde durch diesen Vorfall in Unruhe versetzt. Beweis dafür sind seine dringenden Auseinandersetzungen darüber, daß nach der Zensur eines Buches der Autor nicht mehr verantwortlich für den Inhalt sei. Im Datum ganz nahe liegt ein Brief vom 18. September 1833 an Max von Oer (86), in dem die Gefahren ausdrücklich erwähnt werden: „Mit der Politik stehts sehr übel, und ein Schriftsteller wie ich sitzt fortwährend auf dem Marterstuhle, hinter dem das Beil hängt“ (87).

Hier mögen die äußern Gründe dafür liegen, daß Laube die Staatspolitik plötzlich verabschiedet. Doch sind sie gewiß nicht allein maßgebend. Wir haben schon gesehen, wie in den Ansichten über Geschichte eine Wandlung zum Objektiven sich vorbereitet und werden für die Politik auf denselben Grund achten müssen. Laube betont des öfteren (am 10. Oktober 1833 und 28. Februar 1834), daß „die Interessen der Außenwelt“ immer weiter „wie ferne Donnerwetter“ verklingen. Die Innenwelt tritt in ihre Rechte und wir haben auf sie schon in der Einleitung zum Buche „Polen“ hingewiesen. Nicht mit Unrecht nannten wir Laubes politischen Radikalismus affektiert. Er fällt hier unvermittelt ab, um der tieferen ethisch-sozialen Strömung Platz zu

machen. „Spekulative Sozialität“ hat Laube später (88) das genannt, um was es sich hier handelt.

Er gibt für die äußere Neuordnung der Gesellschaft praktische Vorschläge und für die innere ein Prinzip. Hier kann sich der Liberalismus frei entfalten und behält seine absolute Gültigkeit, soweit er die allgemein menschlichen Eigenschaften zur Grundlage macht. Er wirkt umstürzlerisch, soweit das für ihn allgemein Menschliche, vor allem die sexuelle Sphäre, der herrschenden und staatlich konzessionierten Moral widerspricht. Laube nennt sich gern einen Vertreter der Revolutionsideen von 1789, doch ist ers nur im ideellen Sinne. Wie er den rein politischen Doktrinarismus zurückschiebt, ohne den freiheitlichen Gedanken zu entsagen, so zieht er auch im sozialen Sinne nicht die Folgerungen aus der großen Revolution, wie z. B. die Simonisten, deren ethische Prinzipien er sich zu eigen machte. An Kommunismus denkt er nie. Zwar bedauert er die äußern Besitzverhältnisse, doch, meint er, könne nur der Keckste den Besitzenden das Territorium der Geselligkeit nehmen (89). Einen materiellen Ausgleich strebt er also nicht an, wohl aber einen solchen des Standes. In dieser Beziehung gilt als Hauptfeind der Adel, mit ihm aber auch jeder sich absondernde Stand. Die gegenwärtige Aristokratie muß, selbst wenn sie liberal ist, erst mehrere Male aussterben (90), ehe sie für Laubes idealen Liberalismus reif erscheint. Vom Adel droht für die Zukunft die größte Gefahr. Selbst die sicher kommende Geldaristokratie, ein Auftauchen des modernen sozialen Problems, erscheint nicht so gefährlich. Gefahr komme nur aus dem Kampfe beider Stände. Nämlich (91) „die Geldaristokratie zu stürzen, wird das einzige Lebensprinzip des gestürzten Adels sein; denn der Adel haßt den Armen weniger als den Reichen, da dieser allein seiner bürgerlichen Stellung gefährlich ist“. — Die Judenfrage wird hier, wie im Vorwort zum Buche „Polen“

nur kurz gestreift, um so ausführlicher jedoch wird die Legitimierung des Schauspielerstandes verlangt (92).

Das Gebiet, auf dem ein Ständeausgleich leicht geschehen kann, ist die Bildung. Alle, die sich auf diesem neuen Territorium der Gesellschaft einfinden, sind die legislative Behörde (93). Ganz im Sinne der alten Aufklärung vertritt Laube die Meinung, daß auf Grund der natürlichen Vernunft jeder Mensch an der Bildung Anteil haben kann. Sie ist auch das Ziel seiner Bestrebungen, die Wissenschaft zu demokratisieren. Wie er mit Genugtuung feststellte, daß der schottische Bauer mit Ideen des Aristoteles hantiere, so ist er der Meinung, daß jedes im Staatsverbande integrierende Mitglied das Recht zum Politisieren habe, daß die Fähigkeit dazu sich durch Uebung bilde (94). Dieser übertriebene Demokratismus wendet sich gegen die überragende Stellung glänzend begabter Individuen über der großen Masse. Es kommt ihm nur darauf an, die Ebene der Allgemeinbildung möglichst hoch zu legen (95). Wie gegen jede Aristokratie der Geburt, so ist Laube auch gegen jede Aristokratie der Bildung.

Für die Moral, das innerliche Lebensprinzip der Gesellschaft, proklamiert Laube Entwicklung und Freiheit, steht also wieder auf den Schultern Hegels. Er bekämpft als jeder historischen Erkenntnis widersprechend die „alte spießbürgerliche Moral“ und ist dagegen, mit einer kargen Formel Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu messen. Absolute Sittlichkeit gibt es nicht. Das Ziel der Entwicklung ist lebensfrohe Humanität, und Leben ist das, „wodurch die Natur für uns erst da ist“. Ein Leben nach der Natur ist sittlich. Die „gesetz- und systemlos liederlichen Brüder“ sind ihm lieber als die „sittlichen Fanatiker“; denn jene übertreiben nur das Naturgesetz, diese vernichten es. Getreu dem Grundsatz der Entwicklung ist er der Meinung: „Wenn die moralischen Gesetze allgemein überschritten werden, soll man nicht von Laster sprechen, sondern soll zusehen, wo die Ge-

setze zu ändern oder zu erweitern sind, soll die Ausschweifung durch ein neues Gesetz regeln, statt sie durch ein altes zu verdammen“ (96).

Diese abstrakte Ableitung des neuen Moralbegriffs wird vertieft durch seine poetische Ausdeutung. Wir sahen schon, wie Laube in Heines Geschichtschreibung den Begriff der Liebe als poetisches Weltprinzip heraushob. Freiheit ist nicht allein das politische Abstraktum, sondern auch poetisches Leben. Laube kennt dieses schöpferische Prinzip der Romantik, wenn er behauptet: „Jedes Kunstwerk ist aber ein Akt der Freiheit“. Er jagt nicht mehr dem Phantom der bürgerlichen Freiheit nach, sondern fühlt ihr innerliches Korrelat, den dichterischen Schöpfungsdrang. Deshalb wird er zum plastischen Gestalter. In den „Modernen Briefen“ baut er der romantischen „Liebe“, wie er sie auffaßt, zum ersten Male Altäre. Hier ist zweierlei zu beachten, die Grundlage der sinnlichen Natur Laubes und seiner Liebesabenteuer, dann die poetische und vielleicht auch religiöse Symbolisierung des allgemeinen Weltprinzips der Entwicklung; beides fließt zusammen in dem Begriff der Liebe (97).

Laube erweitert die sinnliche Grundlage seiner Natur zur Demokratie der Liebe. Der Gegensatz dazu ist die Aristokratie der Liebe. Der Mann bleibt einem Weibe treu und umarmt die Welt nur beiläufig; damit ist der Ausgangs- und Endpunkt der Welt gegeben. Für den Demokraten dagegen steht die Liebe im Mittel- und Anfangspunkt aller Kultur. Er stirbt nicht in Treue zu einem Weibe. Liebe ist für ihn Auskosten der Sinnlichkeit, und Sinnlichkeit ist eine Gottesgabe. Der Mann soll nicht Sklave der Liebe zu einem Weibe sein, sondern Herr über die Liebe; Trennung nach Liebesgenuß ist die Parole. Denn der Demokratismus der Liebe geht auf das Allgemeine. Seine Sinnlichkeit hängt an den Lippen der Seele, und die Seele umfaßt die ganze Welt. So führt denn die Liebe „auf den Weg der großen Civilisation, indem sie den Menschen mit Wohlwollen für die

ganze Welt erfüllt durch das Wohlwollen, das sein Herz schwellt für die Geliebte. Sie ist die Sonne der innern Kultur, die wir an den Himmel tragen und mit erhobenen Armen über die Scheitel aller Völker führen sollen mit ihren Segnungen, sie ist die Wolke, deren geheimnisvolles Dunkel man über die verbrannten Steppen leiten soll, damit sie dort wollüstigen, erquickenden und erfrischenden Regen sprühe."

Trotz dieser dithyrambischen Sätze, die mit ihrer betäubenden Fülle so überaus romantisch anmuten, ist doch auch hier der wahre Unterschied nicht zu vergessen. Für Laube steht der Demokratismus der Liebe im Vordergrund; das politische Schlagwort des Liberalismus wird damit wieder ins Gedächtnis gerufen. Die große Zivilisation und Kultur ist im Grunde auch nichts anderes als die objektivierte Idee des Liberalismus. Das sind die überaus spekulativen liberalen Gedanken, die uns schon wiederholt begegneten. Ihre Welt ist trotz aller Ueberschwänglichkeit sehr beschränkt, und eine sehr realistische Grundlage fehlt ihnen nicht. Sie liegt in der sinnlichen Natur Laubes, die ihren sexuellen Egoismus verallgemeinert. Die wahre geschichtliche Anknüpfung an das Institut der Ehe wird als Aristokratie kurz abgetan. Das Eheproblem scheint noch keine ernsthafte Diskussion zu vertragen. In diesem Punkte liegt der Unterschied gegenüber der Romantik. Walzel (98) hat dargestellt, wie auf der Basis des Fichtischen Denkens die Sehnsucht das metaphysische Bedürfnis der Romantiker wird. Dazu gehört als Trieb die Liebe, die zunächst den Eros der Diotima im höchsten Sinne bedeutet als philosophischen Trieb zur Welterkenntnis, als mystische Sehnsucht zum göttlichen Urgrund der Welt. Dann aber tritt auch der Eros für die geistig Aermern hinzu, das Streben der beiden Hälften zur sexuellen Einheit, das Zeugen in Schönheit, die — um ganz drastisch zu sprechen — mit Händen zu greifen ist. „Und so erweitert sich die romantische Sehnsucht zu einem allumschlingenden Drange, der Erkenntnis, Religion und

Leidenschaft verknüpft“ (99). Obgleich nun Laube mit seiner Auffassung von Liebe und Kultur ein politisch und sozial beschränkteres Gebiet umfaßt, ist er dennoch in der Anwendung seiner Liebe viel radikaler als Friedrich Schlegel. Der Demokratismus der Liebe verwirft jedes äußere Band und fordert die sexuelle Ungebundenheit als Vorstufe zu dem idealen Ziel der Anarchie. Damit tritt er in Gegensatz zu den Anschauungen des „Lucinde“-Dichters. Denn bei diesem ist die Wollust nicht wie bei Laube allein Mittel der mehr oder weniger beschränkten Welterkenntnis und Kultur, sondern wird dazu erst durch das Zwischenglied der modernen Ehe. Der Held des Buches richtet an die Frau, die ihn „das Heiligtum der Ehe“ kennen lehrte, die Worte, die zugleich den Grundgedanken aussprechen: „Der Sinn für die Welt ist uns erst recht aufgegangen. Du hast durch mich die Unendlichkeit des menschlichen Geistes kennen gelernt, und ich habe durch Dich die Ehe und das Leben begriffen, und die Herrlichkeit aller Dinge. Alles ist beseelt für mich, spricht zu mir, und alles ist heilig. Wenn man sich so liebt wie wir, kehrt auch die Natur im Menschen zu ihrer ursprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wollust wird in der einsamen Umarmung der Liebenden wieder, was sie im großen Ganzen ist — das heiligste Wunder der Natur; und was für andere nur etwas ist, dessen sie sich mit Recht schämen müssen, wird für uns wieder, was es an und für sich ist, das reine Feuer der edelsten Lebenskraft“.

Was sich hier als Unterschied zwischen Laube und echt romantischer Anschauung offenbart, das hat Walzel ähnlich (99 a) als Gegensatz zwischen Romantik und Sturm und Drang aufgezeigt. Diese Parallele muß später noch einmal berührt werden. Für Laube ist festzustellen, daß trotz des hier geoffenbarten Liberalismus das echt romantische und zugleich poetische Prinzip der Innerlichkeit bei ihm immer mehr vorrückt, bis er schließlich siegreich wird.

3. Poesie.

Das Prinzip der Innerlichkeit, die dichterische Individualität, die bei den Romantikern in die Tiefe der Dinge weiter hineinstrebt, um die höchsten Offenbarungen zu empfangen, ist für Laube der letzte Punkt, bis zu dem er vordringt. Von hier aus nimmt er seinen Weg wieder nach der Oberfläche zu den Einzelheiten der Erscheinungen. Alle Erscheinungen sind ihm für die Poesie wertvoll; das ganze Leben soll vom Dichter umfaßt werden; Totalität gilt als Losung. Der Urgrund der menschlichen Individualität macht aus dem beschränkten politischen Liberalismus einen allgemein menschlichen. Laube betont die verwirrende Fülle der modernen Lebensregungen. Doch verwirft er für ihre Wertung, sei es vom Standpunkt des Dichters, sei es von dem des Kritikers, jeden beschränkten Maßstab aus dem Gebiete der Politik oder Religion. Als maßgebendes Kriterium gilt allein die Wahrheit. Sie ist nichts Absolutes, sondern individuell verschieden, also subjektiv. Das Prinzip der Entwicklung ist für die Poesie somit ein zwiefaches; es handelt sich einerseits um organisches Wachstum und Ausreifen des Dichtwerkes aus dem innerlichen Gefühl des Dichters, anderseits um subjektive Durchdringung aller Ideengänge der modernen Epoche, so daß sie als ganz eigentümlich, als gänzlich andern Bedingungen folgend gegenüber andern Epochen erscheint.

Diese Gesellschafts- oder Zeitpoesie auf der Basis wirklichen Erlebens, die Laube zuerst verlangt, kommt leicht dahin, einseitig politische Ideen in den Vordergrund zu stellen, zumal da ihr ausdrücklich das Postulat der Harmonie und Schönheit abgesprochen wird. Das erkannte Laube sehr wohl, und wie er durch Aufgebung der Politik eine Schranke in der politischen Spekulation anerkannte, so engte er schließlich den Zeitroman in die Form des Schönen ein. Er wünscht statt der regellosen Darstellung des wahrhaft Menschlichen in der Zeit eine Auswahl der Motive nach den

Gesetzen der Schönheit. Die Form wird maßgebend, die Subjektivität des Dichters wird eingeengt durch die Objektivität der Form. Es gilt jetzt, die richtige Form zu ermitteln. Die Literatur wird aus einem Instrument zur Verbreitung der modernen Ideen eine moderne Kunst.

Diese allgemein dargelegten Gedankengänge sind nunmehr in der Zeitung zu verfolgen.

Der Grundsatz, der sich bei Laube immer erhält, von dem Ursprung jeder Dichtung im warmen Dichterherzen, erscheint schon in dem bereits erwähnten Artikel der zweiten Nummer: „Der Herrgott 1833". Hier heißt es: „Wie der Duft aus dem Kelche der Blumen mächtig drängt und die Blätter löst und die Blume entfaltet, so soll die Poesie aus dem Kelche des Herzens drängen und die Verse lösen und Reim und Gedicht entfalten." Der diesem Ideal entsprechende Dichter ist subjektiv, sein Typus Heinrich Heine. Von diesem heißt es (100), er enthülle, entblöße schonungslos sein Inneres, „es mag darin aussehen, wie es will — das Innerste des Menschen, sein Fühlen, sein Herzenstrachten ist immer poetisch — alles ist poetisch, es kommt nur auf das Auge an, das sich darauf richtet". Neben Heine sind für Laube subjektiv innerliche Dichter: Chamisso, Rückert, Uhland, Lenau, Hoffmann von Fallersleben, Karl Köchy u. a., alles Lyriker, bei denen sich das Subjektive von selbst versteht. Doch fehlt auch die Gegenseite nicht. Hierhin gehört vor allen Saphir, dann aber auch Theodor Hell und die „Helden des Herrn Basse in Quedlinburg" (101).

Die meisten von Saphirs Gedichten haben nach Laubes Meinung mit der Poesie nichts zu tun. „Es sind Unterhaltungsstückchen, Schaugerichte für große Gesellschaften" (102). Laube möchte einen neuen Namen für diese Art von Gedichten erfinden, „die nichts als eine gereimte Unterhaltung und als solche mitunter ganz charmant sind". Er erzählt über ihr Verhältnis zur wahren Poesie folgende Geschichte (103): „Als sich der erste heißblütige Mensch

beim Herrgott beschwerte, daß die Welt doch erschrecklich arm sei mit ihren Höhen und Tiefen, Seen und Wäldern, da man das alles nicht zusammendrängen könne wie eine Handvoll Herz, da sah der Herrgott, daß der Mensch der Poesie wert sei und schenkte sie ihm in einer bunten Kapsel. Der Mensch, der so bitten konnte, war des Kernes wert, er warf die Kapsel weg und labte sich an jenem. Nun kamen aber alle die, welche das Schöne lieben, weil es glänzt, und balgten sich um die weggeworfene Schale. Auf diese Weise sind wir zu der sogenannten Unterhaltungspoesie gekommen."

Der subjektive Dichter steht in Wechselwirkung mit seiner Zeit. „Denn das innere Wesen des Menschen ist nichts an sich, ist nichts allein, es wird bestimmt durch die äußern Dinge, wie umgekehrt diese durch jenes" (104).

Dementsprechend gestaltet sich auch die Literatur nach den Forderungen der Zeit. Für seine Zeit nimmt Laube den Kampf gegen die aristokratischen Prinzipien in Anspruch; deshalb muß die Literatur auf die Höhe des Demokratismus kommen, selbstverständlich nicht des rein politischen, sondern des allgemein menschlichen. Deshalb dürfen die Helden nicht mehr nach unerreichbaren Prinzessinnen schmachten (105).

Laube nennt seine Zeit aber auch eine Zeit der Kritik, „eine Durchgangsepoche", „wo Leib und Seele eines sterbenden Jahrhunderts sich unter aufschreienden Schmerzen trennen" (106). Die Kunst an sich ist in solcher Kampfesepoche nach Laubes Ansicht unmöglich. Das Ziel der Dichtung ist nicht Schönheit, sondern Wahrheit: „denn zur Schönheit fehlts an Ruhe, aber zur Wahrheit ist stachelnde Aufforderung da" (107). Das ist der zweite und allgemeinere Grundsatz Laubes für die neue Poesie. Er verlangt die entsprechende Form, als welche zuerst der Roman bezeichnet wird.

Der Roman gilt Laube (108) als die nationale Form der

Deutschen für die Darstellung ihrer Verhältnisse, und er vergleicht mit ihm das Epos und Sonett der Italiener, die historische Darstellung der Spanier, die Didaktik der Holländer, die Komödie und pikante Politik der Franzosen. Die Form des Romans wird von den deutschen Romantikern hergeleitet, sie sei übernommen von der modernen Schule der französischen Romantiker und den modernen Deutschen. Der Inhalt freilich müsse im Gegensatz zu den deutschen Romantikern modern werden. Da heiße es für die Deutschen eilen, damit ihnen die Franzosen nicht zuvor kämen. Vorläufig freilich nennt er die Erfolge der Franzosen „ungeschlachte Fratzen", doch konstatiert er schon einzelne Züge sprudelnden Lebens, ergreifender, blutiger Richtigkeit. Die Deutschen sollten bei ihrer „technischen Vollkommenheit in dieser Dichtungsart" dem äußern Indifferentismus, der tatenlosen Ruhe ein Ende machen. Der Roman gilt als das schnellste und sicherste Bildungsmittel, und weil Bildung noch allgemein liberale Betätigung verlangt, so sollen die modernen Schriftsteller, statt neue Lehren zu predigen, welche die Zensur streiche, Gestalten aus neuem Odem, neue Menschen schaffen und auf neue Weise in den Romanen handeln lassen. „Solche Contrebande-Atome entgehen dem scharfsinnigsten Mautbeamten".

Die neue Weise zu handeln bedeutet so viel, wie nach neugewonnenen innern und äußern Gesetzen der Gesellschaft handeln. „Der Roman ist die schön herausgeputzte Idee der jedesmaligen Gesellschaft, all ihre Vorzüge, all ihre Unarten werden ihm auf die Zunge gelegt". Umgekehrt wird ihm aber auch die Aufgabe zugeschrieben, auf die Gesellschaft praktische Einflüsse zu üben. Selbst der historische Roman, den wir doch für das Muster eines objektiven Romans bezeichnen müssen, der diesen Bestrebungen zur Tatentfaltung in demselben Maße widerspricht, als sich wirklich objektive Geschichte der Vergangenheit nicht nach der Gegenwart richtet, findet in dieser ersten Epoche Laubes seine Würdi-

gung, freilich so, daß ihre rationalistisch übertreibende Blöße aufgedeckt wird. Es heißt nämlich (109) von Walter Scott: „Hätten wir aber nur viel solcher, welche, wie Scott aus dem Herzen eines Tory heraus, alte Geschichten aus dem Herzen eines Liberalen erzählen könnten: Der historische Roman würde die Arme seiner Poesie tief in unser Leben hereinstrecken und manchen Schwachen an den Busen der Gesellschaft drängen."

Und doch weiß Laube, daß die Gesellschaft nicht immer aus denselben Bestandteilen sich zusammensetzt; er kennt das Gestz der Entwicklung, das historische Element, und weiß, daß seine Zeit ein Uebergang zu neuer Form ist. Er sieht als ihr Ziel eine neue Objektivität (110). Als abgeschlossene Epochen bezeichnet er die Romantik und den Klassizismus.

Besonders die klassische Epoche gilt ihm als objektiv. Ihre Poesie öffnet, im Gegensatz zur subjektiven, nie die Brust, sondern bringt das Gefühl erst, wenn es von regelnder Hand beschnitten und geordnet ist. Sie gilt als Ergebnis einer abgelaufenen kritischen Epoche. „Auch wir", sagt Laube weiter, „werden einst wieder dahin kommen, aber der neuentdeckte Weg wird geebnet mit aufgenommen, unsere nächste objektive Poesie wird um so viel reicher sein, als die neuere Gattung sie jetzt arm nennt" (111). Die nächste objektive Epoche wird sogar über Nacht da sein, wie Laube glaubt, dann, wenn die meisten die Persönlichkeit der neuen Literatur verstanden haben (112). Dann werde man auch die vergangenen Kampfestage ob des Guten, das sich aus ihnen herauskristallisiert, recht würdigen. „Und die Geschichte wird einst mit Achtung die Helden unsers literarischen Schreckens nennen: unsern Danton-Menzel mit der Löwenstimme, den Robespierre-Börne mit dem weichen Gemüte und Sanct Justus-Heine mit dem blutigen Herzen und der schwertscharfen schonungslosen Lippe" (113).

Laube geht also bewußt einer Epoche der objektiven

Poesie entgegen. Das Element, welches ihm bei ihrem Auf-Aufbau die wesentlichsten Dienste leisten soll, die für die Poesie im allgemeinen schon betonte dichterische Innerlichkeit, setzt er auch für den Roman fest als das Ewige gegenüber der schwankenden Gesellschaft (114): „Es ist ein anderes Ding mit anderen Poesien, da spricht der Grundton des Herzens, da sprechen Quellen, Wiesen, Bäume, die Sterne des Himmels, die Vögel der Luft singen, Nacht und Tag halten ihre Zwiegespräche — daran ändert die Zeit wenig, ihre Sprache ist durch Jahrhunderte verständlich."

Hiermit ist der erste Standpunkt Laubes, den man literarischen Liberalismus nennen könnte, gekennzeichnet.

Die vorgetragenen Grundsätze erhebt er auch zu Forderungen an jede objektive Literaturgeschichte (115).

Die Hauptprinzipien, das der Innerlichkeit und das der Entwicklung jeder Dichterpersönlichkeit aus der Zeit, also die Forderung des Milieus, treten deutlich hervor.

Literaturgeschichte ist für Laube die innere Seite der Weltgeschichte; sie behandelt die Seele der Welt, die Gedanken des großen menschheitlichen Entwicklungsprozesses, während die Weltgeschichte das Leben der Menschheit beschreibt, das Ganze, Seele und Leib, darstellt, also der literaturgeschichtlichen Vorarbeit bedarf.

Sodann sind, wie Laube meint, die Poeten keine Luftgeister; sie erheben sich aus Sitten, Gebräuchen, Staatsverfassung, Klima, Umgebung. Goethe sei nicht ohne die Pillnitzer Konvention und die Karlsbader Beschlüsse, Schiller nicht ohne die ersten Pulsschläge der französischen Revolution und die blutigen Septembertage, Tieck nicht ohne die mittelalterliche, deutsche Richtung zu denken. Ebenso töricht sei es (116), 1830 einen Homer, Klopstock oder Schiller zu verlangen.

Für diesen Standpunkt der Entwicklung aus der Zeit hat, wie Laube ausdrücklich betont, Herder in seinen „Ideen

zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ die Grundlage gegeben.

Literaturgeschichte soll Bildungsgeschichte sein. Das ist der Satz, mit dem Laube seine Ausführungen kurz und treffend zusammenfaßt. Wie er in Heine schon den idealen Universalhistoriker sah, so erkennt er (117) in seinem Buche „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ das Werk des beinahe ebenso universalen Literarhistorikers. Er ist „nicht wenig stolz“ darauf, „in manchen der glänzend einherschreitenden Heineschen Worte kleine bekannte Seitenblicke von Gedanken aus seinem Literaturblatte zu erkennen, die von dem stärkeren Vater zu Paris stammend, doch verwandtschaftlich freundlich auf die schwache Leipziger Wahlverwandtschaft schauen.“

* * *

Diese demokratischen Ansichten, die das wahre Kunstprinzip der Schönheit der reinen Wahrheit bewußt aufopfern, stellen den politischen Liberalismus als untergeordnet in die Reihe der gesamten liberalen Weltbetrachtung. Trotz aller innerlichen poetischen Triebkraft und Ausdeutung ist hier das Vernunftprinzip auf Kosten der historischen Anschauung übertrieben. Trotz aller wirklich historischen Gedanken über Entwicklung und Relativität der Epochen fehlt zuerst das echteste historische Postulat in der Poesie, die innere Form, die Konzentration auf einen objektiven Mittelpunkt. In ihr sieht Laube das Kriterium einer objektiven Epoche, deren baldiges Eintreten er voraussagt. Die Entwicklung seiner Ansichten vollzieht sich nach dem Objektiven hin, nach der Form. Zuerst läßt sich eine Periode des Schwankens feststellen.

Schon der erwähnte kurze Blick auf den historischen Roman streift das formale Problem. Von Nummer 108 ab, die am 6. Juni 1833 erschien, begegnet man immer mehr den Fragen nach der Form. Laube kommt allmählich in

Zwiespalt mit sich selbst. Zwar fällt noch am 31. Oktober (118) in der ausführlichen Anzeige von Immermanns Reisejournal der Gegensatz von Liberalismus und Absolutismus, welcher nüchternem, norddeutschem Preußentum gleichgesetzt wird, stark in die Wagschale, und Immermann wird der Vorwurf gemacht, „nichts als Poesie" zu suchen (eben das, was wir an Laube vermissen); Laube meint im Gegensatz dazu, Immermann solle in der Bewegung selbst Schönheit entdecken und die großen Verhältnisse plastisch formen. Der Begriff des Plastischen liegt jedoch auf dem Wege zur Form. Erst in Nummer 243 vom 12. Dezember 1833 steht endlich die Aufforderung: „Wir müssen objektiver werden." Es steigen Zweifel auf, ob die Poesie den alleinseligmachenden praktisch-politischen Zweck hat. In Nummer 118 vom 20. Juni heißt es: „Der Roman hat aber keine solche nützliche Zwecke, die Poesie ist sich Selbstzweck, sie will erfreuen und erheben, gehört aber nicht in die Enzyklopädie der notwendigen Wissenschaften".

Laube wird auch zweifelhaft, ob der Roman die richtige Form für die zerfahrene Epoche der Kritik sei. Er betont ausdrücklich die Schwierigkeit, für eine Epoche der Wandlungen die richtige Definition der Form zu geben, ohne lebenskräftige Keime abzutöten. Mit Recht glaubt er selbst (119) häufig in diesen Fehler der Voreiligkeit zu verfallen. Als voreilig erkennt er die Definition des modernen Zeitkunstwerks im Roman an. Schon in Nr. 108 versucht er, hierüber größere Klarheit zu geben.

Der Roman wird mit der Ballade, die Novelle mit der Romanze verglichen. Im Roman ist für Laube die Begebenheit selbst die Hauptsache, in der Novelle entsprechend dem Prinzip der Innerlichkeit die Begebenheit, wie sie empfunden wird. Ganz folgerichtig beschäftigt sich die Novelle mehr mit dem Werden, der Roman mit dem Gewordenen.

Daß die Novelle etwas Gegebenes innerlich entwickelt, läßt sich noch begreifen. Wie aber der Roman

mehr schafft und wie sich dieses Schaffen mit dem Schaffen von Gewordenem verträgt, das doch schon im Innerlichkeitsprinzip der Novelle enthalten sein müßte, bleibt völlig unklar. Als rein praktisches Resultat für Laube ist aus dieser Darlegung nur zu entnehmen, daß er ausdrücklich die Novelle für ein Erzeugnis seiner Zeit und für das notwendige Zeitkunstwerk erklärt.

In diese moderne Epoche der Aufregung, in der jede Wissenschaft Tat werden soll, paßt der Romanheld nicht hinein, der abgesehen von historischen Romanen nach Goethes Vorgang Laube einzig möglich erscheint. Goethes Definition zum „Wilhelm Meister", daß der Held passiv (120) sein müsse, erkennt er für den Roman an (121), seine Zeit jedoch bedarf des aktiven Helden, deshalb lehnt er jetzt mit dem passiven Helden den ganzen Roman ab (122). Sodann verwirft er Goethes Roman für seine Zeit, weil er ein Charakterroman ist und die Entwicklung des Helden in den Vordergrund rückt. Die neue Welt erscheint Laube zu kompliziert, als daß er sie in das enge Gehäuse eines Menschen gedrängt sehen möchte. Die innere Form, wie sie sich in der Konzentration auf die Person des Helden offenbart, wird vorläufig von Laube verschmäht. Darum also geht die Novelle für eine kurze Zeit aus dem Kampfe mit dem Roman siegreich hervor. Jedoch nur für eine kurze Zeit, denn als Laube das Geheimnis des Formprinzips endlich erfaßt hat, da sind es plötzlich (123) die entgegengesetzten Merkmale, die den Unterschied zwischen Roman und Novelle ausmachen.

Umgekehrt wird der Roman mit der Romanze, die Novelle mit der Ballade verglichen, umgekehrt bekommt der Roman das Wesen der Innerlichkeit zugeteilt. Die Novelle ist zwar immer noch Begebenheit neuer Zustände, die einfach dargestellt werden, ihr Zweck ist immer noch die innere Erscheinung. Doch ist jetzt der Roman das Produkt viel größerer innerlicher Bewegtheit; er ist vor allen Dingen um-

fassender und will das ganze Leben eines Kreises erschöpfen. Die Hauptsache ist, daß sein Gebiet die Romantik der Seele des Menschen darstellt; er entwickelt Charaktere, Verhältnisse, Zeiten. In dem großen Streite um das Verhältnis von Roman und Novelle neigt Laube hier zu der Meinung, die beiden Gattungen seien nur dem Umfange, nicht dem Wesen nach voneinander verschieden, wie er es später in den „Modernen Charakteristiken" deutlich ausgesprochen hat. Damit ist die Novelle als absolutes Kunstwerk wieder abgesetzt und die Annäherung an den vorher bekämpften Goethischen Romanbegriff, für den die Charakterentwicklung im Vordergrund steht, vollzogen.

Die gleiche Entwicklungsreihe offenbart sich auch in der Auffassung vom historischen Roman. Wir sahen, wie Laube an Scotts Romanen nicht die historische und psychologische Wahrheit heraushob, sondern die Darstellung aus dem Herzen eines Tory. Dieser politische Gesinnungsstandpunkt verblaßt, und der humanitäre tritt an seine Stelle.

An dem Beispiel von Heinrich Königs Roman „Die hohe Braut" zeigt Laube (124), daß im wahren historischen Roman die Geschichte nicht „toter, starrer Hintergrund" sein darf, sondern sie soll die Atmosphäre, die Natur des Romans sein. „Es ist nicht genug, geschichtliche Kenntnisse und Romanfähigkeiten zu besitzen, um einen historischen Roman zu schreiben, man muß die Geschichte studiert, geliebt, gefühlt haben und aus ihrem großen Herzen heraus die romantischen Interessen drängen." Laube scheint sich hier plötzlich zu entschuldigen, daß er überhaupt die Diskussion moderner Fragen im historischen Roman zuließ, wenn er sagt: „So fällt es nicht auf, stört nicht, wenn alle die neuen Interessen des neuen Jahrhunderts durchgesprochen, wenn die Freiheit und ihre wohlgearteten und ausgearteten Söhne unter allerlei Farbenwechsel vorübergeführt werden."

Wie Laube zwischen Roman und Novelle die Grenze

scharf zu bestimmen sucht, so unterscheidet er (125) auch zwei Arten des historischen Romans: die eine lasse die „verflossenen Begebenheiten mit den Menschen, die sie erzeugten, durch ein frei und verständig geschliffenes Glas treu, vollständig treu sehen". Es handle sich dabei um die untergeordnete, aber große Kunst des historischen Porträtierens. Sie entspricht dem zuerst gepredigten Gesellschaftsroman oder der Zeitnovelle.

Die andere Art ist erst die wahre Kunst des historischen Romans. „Sie komponiert nach höhern leitenden Gesetzen. Die hinaufsteigenden Zeiträume, die Epochen sind ihr einzelne Sätze eines großen Beweises, und wenn nun ein geschichtliches Ereignis dargestellt werden soll, so gehen ihre einzelnen Strahlen erst zu jenem Satze zusammen und streben von diesem aus in noch engeren Zwischenräumen zum Brennpunkte des Beweises". Damit zeichnet Laube das Wesen des historischen Romans, wie er ihn selbst später zu schaffen suchte. Diese Richtung kann leicht zum Tendenzroman im schlechten Sinne führen. Doch meint Laube immer den Beweis einer künstlerischen Idee, wie sie für den Roman im allgemeinen in der Entwicklung des Helden oder eines Kultur- oder Gesellschaftsproblems vorliegt.

Auf jeden Fall sucht Laube immer die literarische Sphäre von jeder fremden Beimischung freizuhalten, wenngleich ihm das auch zuerst nur selten gelingt. Das innerliche Prinzip seines Liberalismus, die Liebe des Dichters, ist hier alleinherrschend, und Heine bleibt immer das unerreichte Vorbild. Als Dichter der Liebe feiert er ihn noch in Nr. 248 vom 19. Dezember 1833, wo er ihn zugleich als Apostel und Vertreter einer neuen Sittlichkeit preist. Bei Heine allein kommt Laube nicht in Konflikt zwischen modernem Inhalt und der Form. Heine bleibt für ihn immer der moderne Dichter, bei dem moderner, d. h. allgemein menschlicher Inhalt die selbstverständliche Form der Individualität findet. Heine beabsichtigt niemals mehr zu sein,

als ein subjektiver Dichter, und als solcher ist er ohne Zweifel hochbedeutend. Ohne das Fehlen objektiver Dichterkraft an Heine zu bemerken, geht Laube auf dem Wege zum objektiven Kunstwerk weiter.

Endgültige Klarheit hierüber bringt das Verhältnis zu Börne.

In Fragen der Politik (in der „Laufenden Geschichte") folgt Laube Börnes Spuren, in den „Politischen Briefen" ist die Literaturkritik ganz von Börne beeinflußt, nur leise nähert sie sich dem künstlerischen Standpunkt Heines. Jetzt wird dieser Standpunkt allmählich herrschend.

Am 7. Februar 1833 (126) heißt es: „Ich liebe Börne. Nicht weil er unser bester Humorist und Satiriker ist, nicht weil er gegen die alte Zeit und ihre vielfachen Gebrechen wie ein Herakles loskeult, nicht weil ich in vielen Dingen denke wie er — sondern weil er das beste Herz hat." Hier wird die Sympathie mit Börnes politischer Stellung nicht verschwiegen, doch tritt sie zurück hinter der dichterischen Innerlichkeit. Zur Bekräftigung dieses Standpunktes erklärt Laube als Zweck der Poesie: „Die Poesie soll das Herz zwischen die Parteien tragen, sie soll nicht richten, nicht entscheiden, sie soll versöhnen." Börne gilt mit diesem „besten Herzen" als ein Sohn Jean Pauls, also wirklich als Dichterpersönlichkeit. Als eine solche verteidigt ihn Laube am 18. Juli in Nr. 138, wo er sagt: „Es ist so sehr übel, daß man bei dem Namen Börne keinen Menschen mehr unbefangen findet, daß er Parteibegriff geworden ist und als solcher beurteilt wird." Laube will ihn nur als Dichter beurteilen und weist auf seine früheren Werke hin, auf die Gedenkrede über Jean Paul, die ihn selbst zu dem Nachruf: Karl Schall (127) begeistert hat. Ganz scharf aber wird der Politiker Börne vom Schriftsteller geschieden in Nr. 243 vom 12. Dezember 1833. Hier ist der Wendepunkt in Laubes Auffassung vom Kunstwerk; hier steht zum ersten Male der Satz: „Wir müssen objektiver werden." Es ist zwar deut-

lich zu erkennen, daß Laube immer noch politischer Parteigänger Börnes ist, daß er in diesem Punkte mit ihm zusammen gegen Heine steht, doch betont er ausdrücklich, daß er sich im Literaturblatt nur mit dem Schriftsteller Börne befassen darf, und da wird das Urteil jetzt fast absprechend. Er sieht in den „Pariser Briefen" kein literarisches Werk, sondern nur ein „Mittel, zur Tat anzureizen".

Nachdem Laube die Mahnung zur Objektivität vor allen Dingen im Hinblick auf Börne ausgesprochen hat, ist von ihm theoretisch der Ausgleich zwischen modernem Inhalt und moderner Form erreicht. Die Vertiefung dieses endlich klar gewonnenen künstlerischen Standpunktes vollzieht sich im nächsten Jahrgang.

Hier tritt eine Persönlichkeit mehr in den Vordergrund, die schon seit längerer Zeit als Laubes Substitut an der Zeitung tätig war und deren Artikel von größerer ästhetischer Schulung zeugten, als sie Laube aufzuweisen hatte. Schlesier stammte aus Dresden und schrieb von dort Korrespondenzen für Laubes Zeitung, die durch die große Menge der Zensurstriche auffallen. Er war ein radikaler Demokrat und besaß, wie Gutzkow an Wolfgang Menzel berichtet, tüchtige Kenntnisse. Großen Einfluß auf dem politischen Gebiete wird er bei der an und für sich radikalen Stimmung des Redakteurs kaum gehabt haben, wichtiger ist seine ästhetische Anschauungsweise. So jung er war, so selbstbewußt verstand er schon Politik und Aesthetik zu scheiden. Gerade hierauf macht Gutzkow Wolfgang Menzel aufmerksam. Gleich in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs bringt Schlesier einen großen Aufsatz über Varnhagen und verwirft den jetzt auch von Laube verurteilten Standpunkt, den Dichter nach seiner Gesinnung einzuschätzen, ebenfalls (128).

Dann ist es wieder Laube, der in Nr. 11 vom 16. Januar 1834 bei der Besprechung von Rumohrs Novellen energisch gegen die äußere deutsche Formlosigkeit vorgeht. Er meint,

es gebe in Deutschland nicht einen in bester Bedeutung des Wortes nüchternen Sinn, schöne Eindrücke aufzunehmen. Es sei nicht zu verkennen, daß das lyrische, zerfließende Element das Hauptelement der deutschen Bildung und Kritik sei: „Die Lyrik ist ein Teil unserer Nationalität.“ Was Laube im Anfang für das allein Moderne hielt, die reinste Subjektivität des Dichters, das bekämpft er hier als kunst- und humanitätfeindlich. An seine Stelle tritt die Forderung auch der äußeren und zugleich der reinsten Form, die nicht zum wenigsten am Stil hängt, denn das ist's, was er unter „plastisch“ versteht und was er in der ersten Epoche als objektiv verwarf. Das plastisch Einfache wird von den modernen Schriftstellern nicht verstanden, meint Laube. „Sie können nicht einen Morgen, nicht einen Marktplatz schildern, ohne die Ewigkeit oder das Christentum oder irgendeine schwunghafte Nachbarschaft anzubringen.“ Es fehle ihnen der Sinn für das Nackte.

Die im Anfang geforderte Wahrheit der allgemeinen Zustände wird hier endlich greifbar in der anschaulich wahren Darstellung der äußern Dinge. Die schon erhobene Forderung der epischen innern Form, bestehend in der Konzentration der Handlung, wird ergänzt durch die Plastik der äußern Darstellung. Die Wahl der Worte und Situationen soll nach dem Prinzip des Lebens und der Wahrheit geschehen. Zu dem allerinnerlichsten Prinzip der dichterischen Persönlichkeit tritt also für den Epiker das zweite innere Prinzip der Konzentration, der inneren Wahrheit, und das äußere Formprinzip der Situations- und Stilwahrheit hinzu. Mit diesem letzten besonders fühlt sich Laube als moderner Dichter. Hier liegt seiner Meinung nach der Unterschied zwischen der frühern klassischen und romantischen Epoche und der jetzt von ihm inaugurierten. Es ist wieder die Betonung der realistischen Grundlage im Gegensatz zu übertriebener Spekulation. Doch artet die vorgebrachte theoretische Appellation an die sinnliche Anschauungsmöglichkeit

bei Laube in der Praxis häufig aus zur Banalität und zu übertriebenem Realismus, wie sich später zeigen wird. Laube befindet sich auch im argen Irrtum, wenn er glaubt, mit seiner Theorie der äußern Wahrheit, die eine sinnfällige Wirkung beim Kunstwerk hervorrufen soll und eine Grenzbestimmung ist, etwas Neues gesagt zu haben. Viel eingehender als er hat sich unter den Romantikern Novalis über die Grenzen der dichterischen Darstellungsmittel ausgesprochen (129). Doch auch hier ist die Praxis der schönen Theorie nicht gefolgt. Mit der Ablehnung jeder „schwunghaften Beziehung" spricht Laube auch der von ihm zuerst geforderten Beziehung auf den Liberalismus das Urteil, doch gibt er damit nicht jede weitere Beziehung auf, trotz der schon gefundenen inneren Beziehung zum Mittelpunkt der Handlung. Wir sahen, wie er eine solche im historischen Roman als Kunstwerk fordert, und werden sehen, wie er für jede Poesie eine umfassendere Beziehung sucht. Vorläufig geht der Kampf für die Form weiter. Neben dem Fehler des lyrischen Elements konstatiert Laube (130) auch den der verderblichen Rhetorik. Er findet es unglaublich, wie wenig eigentlich der Hauptstrom der deutschen Kritik auf Form achte. Er hält es für verzeihlich, daß man ohne Tadel über ein glattes, äußerlich rundes und fertiges, weich schmeichelndes Gedicht hinschlüpfe, es sei aber unverzeihlich, daß man äußere und innere rüde, unreife Gestalt wegen einiger Gedankenvorzüge loben könne. Am Ende höre die Dichtkunst auf, eine Kunst zu sein. Wie anders klingt das alles, als jener Vorwurf gegen Immermann, er stelle die Kunst als einziges Maß auf! „Lyrisch" und „rhetorisch" sind die Schlagworte, mit denen Schlesier Gutzkows „Maha Guru" abtut (131). Ihm fehlt „plastische Einfachheit" und „Schönheit". Und schließlich nennt Laube die früher so gepriesene Form der Novelle „halblyrisch" (132).

Am deutlichsten vertritt Laube diesen rein ästhetischen Standpunkt in seiner letzten Leipziger Korrespondenz (133),

wo er sagt: „Es wird bis zur Fratze getrieben mit dem Liberalismus, sogar Lopez de Vega soll liberal sein. Wenn sie nur nicht dahinter kommen, daß Homer ein Monarchist ist.“

Das Prinzip der künstlerischen Konzentration hat sich gegenüber dem frühern liberalen Standpunkt durchgesetzt und wird auch fernerhin betont. Jetzt kehrt auch die Sorge für den Inhalt wieder (134), die solange beiseite gelassen war. Laube verwirft die Beziehung auf das Christentum, die er bei den Romantikern sieht, er verwirft auch die Beziehung auf den unbedingten Demokratismus, dem er anfangs nahestand, vielmehr faßt er das von ihm immer gepredigte Prinzip der Wahrheit mit der Innerlichkeit zusammen und setzt eine neue Religion der Wahrheit und Innerlichkeit fest (135). Er glaubt, daß ihr ein Streben aller neuern Poesie entgegenkomme. Dieser Religion widmet er in Nr. 122 am 26. Juni einen ganz ausführlichen Artikel.

Laube weiß, daß nichts auf der Erde gleichen Bestand habe als die Schöpferkraft und die Liebe. „Der Geschichtsgeist schafft nicht bloß Religionen und Staaten, er schafft auch Sitten.“ Das sind dieselben Anschauungen von geschichtlicher Entwicklung, wie sie Laube oft ausgesprochen hat. Weiter teilt er dem Altertum das Prinzip der sinnlichen Schönheit zu, der auch die Tugend aufgeopfert sei. Das Christentum habe dagegen die Schönheit als ein Werk des Teufels betrachtet und die Enthaltsamkeit bis zum Märtyrertum getrieben. Für die moderne Zeit gelte es Abweisung jeder einzelnen der beiden Richtungen, vielmehr seien sie zu vereinen: „Wir wollen trotz heidnischer Schönheit auch christliche Tugend, trotz christlicher Tugend auch heidnische Schönheit.“

Dann folgen Gründe für die Durchführung dieses neuen Prinzips. Auf der Religion ruhe die Sittlichkeit, in dieser die Gesetze des sozialen Lebens. Die Menschheit bedürfe zu großer gemeinsamer Tätigkeit einen alle begeisternden

Glauben, ein aller Willen verkettendes Gesetz. Die gegenwärtige Zeit leide am Indifferentismus und an der Lüge. Die neue Religion, ein Ausgleich von Griechentum und Christentum, habe beides zu bekämpfen; sie ist der Gegensatz von Lüge, eben die Wahrheit.

Man kann nicht sagen, daß der neue humanistische und humane Religionsbegriff besonders klar sei. Es sind doch nur tönende Worte, in denen Metaphysik und Aesthetik durcheinander gehen.

Auf seine Entwicklung war die Lektüre von Wienbargs Aesthetischen Feldzügen nicht ohne Einfluß. Das Buch, das kurz vorher in Nr. 84 besprochen ist, enthält dieselbe Charakteristik des Altertums wie des Christentums; auch hier wird der Ausgleich beider Richtungen als Forderung der modernen Zeit hingestellt.

* * *

Es ist auffallend, wie sich die Wendung zur rein ästhetischen Literaturbetrachtung gerade um die Jahreswende vollzieht. Diese Tatsache bedarf der nähern Aufklärung.

Prölß (136) sieht in Laubes Literaturkritik keine Wandlungen; er glaubt, daß dieser immer Objektivität und plastische Realistik gefordert habe. So einfach liegen die Verhältnisse jedoch nicht.

Die Beurteilung Goethes ist in der Zeitung keineswegs einheitlich. Gewiß, eine feindselige Behandlung erfährt der Dichter an keiner Stelle, wohl aber wird er im Anfang als objektiver Dichter abgelehnt entsprechend den dargestellten Anschauungen über Zeitpoesie und den Roman als Zeitkunstwerk. Goethe ist die Größe einer vergangenen Welt, als solche unbefangen zu betrachten, aber gar nicht maßgebend für die Gegenwartspoesie. Er hat seine „groben bürgerlichen Schwächen“ (137), sein Stil ist „der Ausdruck jener Abwehrungstheorie, die keinem Affekte einen Zugang gestattet“ (138). Selbst die Beurteilung Goethes in Heines

Anfang April 1833 erschienenem Buche „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", die seinen politischen Indifferentismus klar als Mangel hinstellt, wird nicht ganz gebilligt, weil der ästhetische Standpunkt zu sehr in den Vordergrund tritt. Am 23. Mai (139) wird Goethes „Wilhelm Meister" zwar der beste Roman genannt, doch sei er nur aus dem Dagewesenen reproduziert, mache den Zustand mit unglaublicher Kunst sonnenklar, habe aber nicht einen Schritt weitergeholfen. Von den „Wahlverwandtschaften" heißt es, Goethe belausche hier die Natur in ihrer geheimsten Werkstatt, aber der furchtsame Bürger habe nicht den Mut, dem glücklichen Naturforscher Recht zu geben; die wichtige Entdeckung, todfeindlich der Ehe und vielen andern Fesseln, werde mutlos ins alte bürgerliche Gleis zurückgescholten. Der „Faust" wird am 13. Juni (140) hochgepriesen, jedoch nur der unvollendete, weil er die Sehnsucht der Zeit getroffen habe; gerade das Regellose und Zerrissene gibt ihm in Laubes Augen den Vorzug. Am 15. August (141) wird Heines Meinung bekämpft, als ob Goethe den „Spuk" der Romantik zerstört hätte, das Verdienst hierbei gebühre dem deutschen Volke und der politischen Wasserkur zu Wien und Karlsbad. Noch am 17. Oktober (142) bekommt Goethe einen Stich durch die Behauptung, er habe sich in seinem Alter mit unbedeutenden Leuten — ausgenommen Varnhagen — umgeben. So kommt denn wirklich ganz überraschend in der oft zitierten Beurteilung der französischen Romantik (143) die Meinung zum Vorschein, die französischen Romantiker seien ein Zweig der Goethischen Dichtung. Goethe habe die Wahrheit in der Literatur emanzipiert, er habe die Wirklichkeit gedichtet. Mit dieser Ansicht löst sich Laube völlig von der bisherigen Verschmelzung der künstlerischen mit der politischen Beurteilung des Dichters. Dieser Satz ist die Vorstufe zu der bei Gelegenheit von Börnes Pariser Briefen ausgesprochenen Forderung der Objektivität.

War Goethe bisher der Dichter einer vergangenen Epoche und wurde er in dieser Epoche nur als Dichter des „Faust“ und „Werther“, also wegen seiner „lyrischen“ Neigungen geliebt, so steht er jetzt da als Vorbild der ewigen Kunst, die unabhängig ist von zeitlichen Regungen und in der plastischen Darstellung ihren einzigen Zweck hat. Jetzt kommen auch „Wahlverwandtschaften“ und „Wilhelm Meister“ hoch zu Ehren. Dieser Goethe bringt Laube zu der rein künstlerischen Forderung, daß die Dichtkunst auch der göttlichsten Begeisterung Herr werden müsse (144). Wegen seiner ruhigen Schönheit wird der Dichter am 6. März 1834 (145) gegen Wolfgang Menzel in Schutz genommen.

Den Höhepunkt erreicht dann diese zweite Beurteilung in dem Artikel vom 17. April 1834 (146) über Jean Paul. Hier wird Goethe Schiller gegenübergestellt. Laube weist auf die Vergangenheit hin, wo man — er meint sich selbst damit — „mit Leichtigkeit die traurige, egoistische Leere des patriotischen Goetheschen Herzens“ herausfand und sich an den Apostel der Menschenrechte Marquis Posa, an den „sogenannten Freiheitshelden“ Wilhelm Tell hielt. Dann heißt es weiter: „Allmählig sind wir stiller geworden, und das Maß der Kunst hat wieder Eingang gewonnen in die Sachen der Kunst, und wir werden uns mehr und mehr schweigend dem geschichtlichen Urteile fügen, daß Goethe ein größerer Schriftsteller gewesen.“ Radikaler konnte sich der Umschwung bei Laube nicht vollziehen.

Von einem bedingungslosen Einfluß Goethes auf die Wendung Laubes zur ästhetischen Literaturbetrachtung kann man jedoch nicht reden; in der ersten Zeit unterliegt Goethe ebenso der sozial-liberalen Bewertung wie jeder andere Dichter. Dann freilich fällt die Wandlung in Goethes Beurteilung zusammen mit dem Wechsel in der allgemeinen Literaturbewertung.

Auch Gutzkows Bericht in den Rückblicken (147), daß ihn und Laube auf der oberitalienischen Reise „immerfort

der seit einem Jahre selig gewordene Goethe“ begleitete, ist nur insofern vielleicht für diese Entwicklung Gewicht beizulegen, als er von einer innern Vertiefung Laubes in die italienische Sphäre Goethes Zeugnis ablegt. Daß zwischen beiden Reisenden damals noch keine Rede war von Goethes plastischer Objektivität als Form jeder Dichtung, geht wieder aus Gutzkows eigener Darstellung hervor. Er kam am 17. Januar 1834 nach Leipzig, um Laube zu besuchen. Hier bewirkte, wie er selbst (148) erzählt, Schlesier durch seine Kritik einen Umschwung in seiner Schriftstellertätigkeit. Wir kennen schon Schlesiers Urteil über „Maha Guru“, dem der Mangel an plastischer Einfachheit und Schönheit vorgeworfen wird. Erfahren wir durch Gutzkow, daß Schlesier von ihm „Herzblut“ zu sehen wünschte, so haben wir alle Elemente beisammen, die sich in Laubes letzter kritischer Epoche offenbaren.

Jetzt kann auch nicht mehr die Frage sein, wer als Mittelsmann anzusehen ist. Gustav Schlesier kam im Beginn des Sommers 1833 zu Laube nach Leipzig und vertrat ihn in der Redaktion, als er Mitte Juli zuerst die große Reise nach Oesterreich und dann über München nach Oberitalien unternahm. Die Rückkehr erfolgte Mitte September.

Schon am 31. Mai 1833 (149) erschien von Schlesier ein Artikel: „Faustiana“, der sich über drei Nummern erstreckt. Hierin wird der zweite Teil des „Faust“ abgelehnt. Schlesier beweist, daß der erste Teil „die abgeschlossenste Tragödie von der Welt sei“. Goethes Größe beruhe darin, daß er den Inbegriff von Fausts Menschennatur nur andeute, nur in die Verhältnisse eines jene am wahrsten darstellenden Bildes füge. „Das Unbeendete ist das Schöne, in der Begrenzung liegt die Kunst.“ Es sei eine Schönheit der Goethischen Tragödie, daß sie, indem sie zwar schließe, aber am Schlusse den Gedanken des Zuschauers einen Spielraum lasse, fragmentarisch erscheine. Dieser Selbsttätigkeit der Phantasie des Zuschauers habe

Goethe durch den christlich-katholischen Ausgang des zweiten Teiles ein Ende bereitet. Schlesier erklärt diese Wendung aus der Einwirkung der Schellingschen Philosophie und der Schlegelschen Romantik auf den Dichter. Dadurch habe sich die Lebensbetrachtung allmählich in eine Lebensphilosophie gewandelt, und Faust sei der Träger ihrer Ideen geworden. Die Helenatragödie stellt Schlesier als abgeschlossenes Drama sehr hoch, verwirft sie jedoch im ganzen Zusammenhang.

Es ist keine Frage, daß den vorgebrachten Argumenten künstlerische und nicht sozialpolitische Ueberlegung zugrunde liegt. Aus dieser gut orientierten Quelle konnte Laube sehr wohl Klarheit über das Wesen der Kunst empfangen, und Gutzkow hat recht, wenn er Schlesier als Merck kennzeichnet für den Fall, daß man sich Laube als Goethe denken könnte (150).

In den von Houben (151) veröffentlichten Briefen Schlesiers an Varnhagen schreibt sich jener vielleicht zu prahlerisch das Verdienst des Einflusses auf Laube ausdrücklich zu (152).

Obgleich der wichtige Artikel Schlesiers schon im Mai erschien, fehlt seine offenbare Wirkung noch eine geraume Zeit. Die ästhetischen Gedanken und die neuen Gedanken über das Kunstwerk blieben in Laube latent. Sie waren gewiß, ohne ins klare Bewußtsein zu kommen, schon vor Schlesier in Laube wirksam, und es ist wichtig, ihre zweite Quelle klar ans Licht zu stellen. Das ist Heinrich Heine; freilich nicht in seinem jüngsten Buche zur neueren deutschen Literatur, der spätern „Romantischen Schule", sondern in den „Reisebildern" und zwar in dem Kapitel „Norderney".

Es ist schon erwähnt, daß in dem Buche zur neueren deutschen Literatur Goethes politischer Indifferentismus stark hervorgehoben wird, daß darum dieses Werk weniger auf den Weg der künstlerischen Betrachtung Goethes führen konnte. Das rein politische Element fehlt aber ganz im Kapitel

„Norderney“. Hier wird von der griechischen Nacktheit Wolfgang Apollos, von der Plastik seiner Darstellung, von der italienischen Reise gesprochen. Das sind alles Dinge, die im Jahre 1834 bei der Beurteilung Goethes eine Hauptrolle spielen, wenn man dazunimmt, was Gutzkow über die italienische Reise sagt.

Jetzt ergibt sich vielleicht auch ein näherer Zusammenhang zwischen diesen Urteilen Heines über Goethe und der späteren Literaturkritik Laubes.

Prölß stützt seine Darstellung von Laubes Anschauungen über Goethes Objektivität auf das Goethekapitel im zweiten Band der „Reisenovellen“. Goethe wird hier (153) als objektiver Dichter gefeiert ohne gehässige Bemerkung über seine politischen Sünden. Die „Reisenovellen“ schrieb Laube im Winter 1833/34, um Weihnachten, wie aus einem Brief an Max von Oer hervorgeht (154). Am 25. Februar kündigt er ihr Erscheinen für die nächsten Wochen an. Damit ist der Zusammenhang gegeben. Laube las Heines „Reisebilder (155), stieß hier auf die glänzende Beurteilung Goethes, Schlesiers persönliche Wirkung trat in Tätigkeit, und so war denn der Grund zur ästhetischen Betrachtungsweise Goethes und der ganzen Literatur gelegt. Jetzt konnte Laube auch noch Schlesier unterstützen im Auftreten gegenüber Gutzkow, so daß aus der Wandlung auch für diesen ein sichtlicher Erfolg entstand.

* * *

Ein Gebiet der Literatur ist bisher völlig unberücksichtigt geblieben, das Drama. Hier spiegelt sich der Wandel in der Anschauung recht auffällig. Laube weiß, daß das Drama „das fertigste Produkt, das vollendetste im Bereiche der Poesie“ ist (156). Deshalb erscheint es für ihn zuerst nicht als die moderne literarische Form; denn die moderne Zeit ist unfertig und voll Kampf. Er kann sich nicht genug verwundern, daß Immermann (157), der das ungeschminkte,

natürliche Wort, die ungenierte Rede der modernen Zeit angenommen habe, sich darauf versteife, die falsche Form des Dramas anzuwenden. Diese Ansicht, daß dramatische Produktion verfehlt sei, beherrscht Laube in der ganzen ersten Zeit.

Sie wird umgestoßen, wie er in seiner „Geschichte des Burgtheaters“ (158) berichtet, durch die Aufforderung Gutzkows in den Januartagen: „Eigentlich müßten wir für die Bühne schreiben!“ Dann aber wirkten auch die Vorgänge in Frankreich mit. Wir sahen, wie Laube auf dem Gebiet des Romans (159) die französische Konkurrenz im modernen Stil befürchtete. Der Erfolg der „Marie Tudor“ von Viktor Hugo auch auf deutschen Bühnen zeigt ihm, daß Frankreich im Drama dem modernen Deutschland endgültig den Rang abgelaufen habe.

Am 27. Februar 1834 (160) spricht Laube ganz ausführlich über das Drama in Deutschland und Frankreich.

In Deutschland fehle es an Dichtern, die zur Nation sprächen. Untauglich erscheinen für diesen Zweck Raupach, Iffland, Schröder und „sonstige spießbürgerliche Fabrikanten“, desgleichen Immermann und Grabbe, jene, weil sie künstliche, geschraubte Zustände auf die Bühne brächten, diese, weil sie den großen Zweck des Dramas, dargestellt zu werden, verfehlten und nicht einmal die kleinen Beschränkungen der Bühne opfern könnten. Auf Schiller und Goethe dürfe man nicht hinweisen; denn eine moderne Zeit verlange moderne Formen (161). Aus Schillers Pathos und „Pfannkuchen-Rhetorik“ leitet Laube die unnatürliche Redseligkeit der herrschenden Richtung ab. Bei den Franzosen sei die Entwicklung umgekehrt vor sich gegangen, vom rhetorischen klassischen Drama zum knappen modernen. In ihren neuern Stücken sei eher eine Tat, aber nicht ein Wort zuviel; sie brächten die Freuden und Klagen des Lebens auf die Bühne; sie wüßten die Masse zu packen durch das Große und durch das Wahre. Laube zitiert Viktor Hugo:

„Das Große ergreift die Massen, das Wahre den Einzelnen.“ Hugo habe in der Marie Tudor eine Königin darstellen wollen, die ein Weib sei, groß wie eine Königin, wahr wie ein Weib. „Das Drama, wie wir's heut verlangen, soll des Menschen Herz, Kopf, Leidenschaft, Wille sein, es soll alles sein: die Träne, das Lächeln, das Gute, das Schlimme, Schicksal, Vorsehung, Genie, Zufall, Gesellschaft, Welt, Leben — und über all dem schwebe die Größe.“

Obgleich Laube lange Zeit theoretisch jede dramatische Produktion verwirft, muß er sich doch mit dem Theater als einem Institut der Gesellschaft abgeben. Seine Theaterkritiken stehen in den Korrespondenzen aus Leipzig, wenn man von den besondern großen Artikeln über die Schröder-Devrient (162) u. a. absieht. Laube verlangt ein modernes Repertoir (163), dann aber vor allen Dingen moderne Schauspielmittel. Das Wort und der Gedanke sollen in den Vordergrund treten. Als probates Mittel für verdorbenes Sprechen empfiehlt er, eine Zeit lang alle Verse wie Prosa und alle Prosa streng nach dem Komma und der Interpunktion zu sprechen. Der Regisseur soll nicht zugleich im Stücke spielen. Ein Schauspieler ganz nach dem Herzen Laubes ist Seydelmann (164). Seine Waffen sind die innere riesenmäßige Gewalt seines Worts, die einfache, überwältigende Wahrheit des Gedankens, nicht beider pomphaft angekündigte Erscheinung.

In Frau Schröder-Devrient sieht er die entsprechende dramatische Sängerin: „Ihr Gesang streift durch alle Fibern des Lebens“ (165).

Ueber die Inszenierung des neuen französischen Stückes (Marie Tudor) auf dem Leipziger Theater gibt Laube viele praktische Winke (166), die der Deutsche für ein fremdes Stück beachten müsse. Es sei nicht schwer zu wissen, daß der Franzose drei Worte spreche, ehe dem Deutschen zwei gelängen; deshalb müsse das Stück zusammengestrichen werden. Sodann dürfe die englische Königin Maria in Deutschland nur

halb so viel schimpfen als in Frankreich u. a. m. — All diese Bemerkungen, die auf Wahrheit und suggestive Wirkung abzielen, hat Laube später in seiner Stellung als Burgtheaterdirektor befolgt.

In den Bemerkungen über Drama und Theater wird die Wirkung neuer Theaterstücke abhängig gemacht von den lebendigen Interessen der Nation, die sie darstellen. Das führt auf die nationale Frage in literarischen Dingen und auf die Gedanken, die sich Laube über die literarische Abhängigkeit des jungen Deutschlands von fremden Einflüssen machte.

Prölß stellt die Sache so dar, als hätte Laube bewußt nationale Ziele gehabt wie Uhland und die schwäbischen Dichter. Davon kann nicht die Rede sein. Wie schon gezeigt ist, ging Laube in Fragen der Nationalität von seinem Standpunkt des idealen Liberalismus aus. Er rechnete nur mit der Form der deutschen Sprache und einer spezifisch deutschen Gemütslage; das war alles, was er als national anerkannte. Als Stoff war ihm alles recht, wenn es diesen beiden Bedingungen genügte.

In einem schon herangezogenen Artikel über die 6. Auflage von Heyses Fremdwörterbuch (167) wird dieser Standpunkt gegenüber der Anwendung von Fremdwörtern vertreten. Laube empfindet es unangenehm, für die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge von der Welt fremde Worte zu brauchen, doch ist er anderseits der Meinung, daß die verschiedenen Richtungen der Bildung, Geselligkeit, des Empfindens täglich neue Schattierungen brächten, daß ein Volk die wirkliche Schattierung schon aufgenommen habe, ohne daß die Sprache ein Wort dafür biete. In diesem Falle hält er es für besser, das fremde Wort zu akklimatisieren, statt die Schattierung aufzugeben.

In dem allgemeinen Mangel an lebenskräftiger moderner dramatischer Produktion der Deutschen macht sich ein solcher an Lustspielen besonders fühlbar. Auch hier hält

Laube eine Akklimatisierung fremder für notwendig. Er hat Gelegenheit (168), das Buch Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1834 von A. v. Kurländer, dem Uebersetzer des Burgtheaters, zu besprechen. Es ist deutlich zu merken, wie wenig Laube von dem Können des Mannes eingenommen ist, der für seine Zeitung Korrespondenzen aus Wien schrieb und bei der letzten Reise in der Kaiserstadt an der Donau den liebenswürdigen Führer gespielt hatte. Doch hält er seine Grundsätze einer guten Uebersetzung für richtig. Das Lustspiel ist, wie Laube sagt, ein Spiegelbild des Franzosen; mit einem Akklimatisieren werde es besondere Schwierigkeiten haben. Doch hält er dies für notwendig, denn „das Borgen und Leihen ist ein Akt der Zivilisation. Es ist Kultur, daß die Nationen ihre gegenseitigen Vorzüge austauschen.“ Eine Uebersetzung muß nach Laubes Meinung eine Bearbeitung sein und auf eigener Produktionskraft beruhen, doch dürfe das französische Element des Lustspiels nicht ganz verwischt werden, sonst sei der Zweck verfehlt und das Lebensblut heraus.

Eine hervorragende Betonung des nationalen Elements ist überall nicht zu erkennen. Auch der bis ins Einzelnste mit Angabe des Ortes, der Bändezahl begründete Plan einer deutschen Nationalbibliothek, den Laube in Nr. 198 am 10. Oktober 1833 vorlegt, will zwar die partikularen und politischen Unterschiede überbrücken, spricht aber als Ziel aus, daß die Völker aneinander rücken und die Sprachen sich umarmen würden.

Literatur.

Georg Brandes, Das junge Deutschland (6. Band von: Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts). Charlottenburg 1900.

S. Lublinski, Das junge Deutschland (3. Band von: Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert). Berlin 1900.

Johannes Prölß, Das junge Deutschland. Stuttgart 1892. Dazu die Anzeige von Oskar F. Walzel in der Zeitschrift für deutsches Altertum u. für deutsche Literatur (ed. Edward Schröder und Gustav Roethe) XXXVII S. 176—185.

Ludwig Geiger, Das Junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin 1900.

—, Das junge Deutschland. Studien und Mitteilungen. Berlin o. J. (? 1907).

E. Bergmann, Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen (1833—1835). Dissertation. Leipzig 1906.

Heinrich Hubert Houben gibt eine Biographie Laubes auf 275 Seiten als Einleitung seiner Publikation: Heinrich Laubes ausgewählte Werke in 10 Bänden. Leipzig o. J.

H. H. Houben, Gutzkow-Funde. Berlin 1901. Hierin besonders der Artikel: Varnhagen und das junge Deutschland.

Eugen Wolff, Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube. Breslau 1893.

E. Elster, Heinrich Laubes Briefe an Heinrich Heine. Deutsche Rundschau Bd. 134—136. Berlin.

Ludmilla Assing-Grimelli, Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Berlin 1873 ff. Bd. III: Briefw. mit Varnhagen, Bd. VI: Briefwechsel mit Laube.

H. H. Houben, Fähndrich Pistol. Eine Episode aus dem Leben Heinrich Laubes. Zeitschrift für Bücherfreunde IX S. 27—40 enth. Laubes Briefe an Max von Oer.

—, Ein Abtrünniger vom „Jungen Deutschland". Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1904. S. 239, 240, 244—246.

—, Literarische Diplomatie. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, 1905. S. 129—131, 225—227, 234—237, 379—382.

H. H. Houben, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1908. S. 203—206.
—, Varnhagen von Ense. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1908. S. 321—324.

Laubes „Erinnerungen“ und die Selbstbiographie zu den Akten werden zitiert nach der zehnbändigen Auswahl aus seinen Werken von Houben. Das „junge Europa“ und die „Reisenovellen“ lagen mir vor als Teile von Heinrich Laubes gesammelten Schriften in 15 Bänden Wien 1877. Alle übrigen behandelten Schriften las ich in Erstdrucken. Das Exemplar der „Zeitung für die elegante Welt“ Jahrgang 1833 und 1834 entlieh ich der Berliner Universitätsbibliothek. Die Mitternachtszeitung vom Jahre 1836 war in Berlin nicht aufzutreiben.

Anmerkungen.

1. a. a. O. VIII S. 59—73.
2. a. a. O. VIII S. 82.
3. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 52.
4. Vgl. G. Schultheiß, Friedrich Ludwig Jahn. Berlin 1894, S. 39—41.
5. Vgl. Schultheiß a. a. O. S. 47—73.
6. In den Erinnerungen a. a. O. VIII S. 78 schreibt auch Laube den Satz: „Die Burschenschaft wächst aus demokratischem Boden.“
7. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 74.
8. Vgl. Heines sämtl. Werke (ed. Elster) Bd. 3 S. 275.
9. Elsters Ausgabe Bd. 7 S. 42 ff.
10. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 417 f. u. Deutsche Rundschau Bd. 135.
11. Vgl. Elsters Ausg. Bd. 7 S. 59.
12. Vgl. Elsters Ausg. Bd. 3 S. 276.
13. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 84.
14. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 132.
15. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 151.
16. Eine Charakteristik dieses Mannes gibt Laube in den Erinnerungen a. a. O. VIII S. 147 f. Von ihm erschien 1831 in Breslau bei J. A. Goschorsky: Politisches Neujahrsgeschenk.
17. Vgl. Muthesius, Goethe und Pestalozzi. Leipzig 1908. S. 87 ff.
18. Rich. Otto Spazier, Geschichte des Aufstandes des Polnischen Volkes in den Jahren 1830 u. 31. Altenburg 1832. 8^0. 3 Bde.

19. Vgl. Politische Briefe, 9. Brief: „Ein abgeschmacktes, fades, seichtes Volk, diese Sachsen."
20. Vgl. a. a. O. S. 325.
21. Vgl. Deutsche Rundschau Bd. 134.
22. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 162.
23. Vgl. a. a. O. S. 325.
24. Vgl. Geiger, Das Junge Deutschl. u. die preuß. Censur S. 104.
25. Vgl. Biographie a. a. O. I S. 76.
26. Vgl. Houben, Biographie a. a. O. I S. 64.
27. Houben hat unrecht mit seiner Behauptung (vgl. Biogr. a. a. O. I S. 76), nur das dritte Kapitel enthalte in der Einleitung die Figur des Polen in Anlehnung an die Breslauer Begegnung. Es ist unmöglich zu sagen, bei welcher der beiden Figuren Laube an den Polen aus Breslau gedacht hat.
28. S. 159.
29. S. 77.
30. Vgl. S. 73/74, 75/76, 90—94. Dazu Laube S. 125—127, 135. Das Buch befindet sich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Qo 2055.
31. Vgl. Oken, Naturphilosophie III S. 358.
32. Vgl. Heinrich von Ofterdingen, Bongs Goldene Klassikerbibliothek S. 181.
33. Vgl. Biographie a. a. O. I S. 77.
34. Vgl. S. 344.
35. Vgl. Prölß a. a. O. S. 337.
36. Vgl. Ilse, Geschichte des Bundestages S. 263.
37. Houbens Meinung (vgl. Biographie a. a. O. I S. 78), er sei konservativ, ist falsch.
38. Houben glaubt das nicht ganz (vgl. Biographie a. a. O. I S. 78).
39. Vgl. a. a. O. S. 208—210.
40. Vgl. Erinnerungen a. a. O. IX S. 288.
41. Falsch ist, was Laube in den Erinnerungen (a. a. O. VIII S. 153) sagt und was ihm Houben (Biographie a. a. O. I S. 62) nachspricht, daß Veits Buch über den Simonismus schon zur Jäschkowitzer Zeit erschienen war. Es erschien erst 1833 und wird von Laube im Meßkatalog am 10. Oktober d. J. gefunden. Varnhagen erwähnt es erst am 7. Jan. 1834 (an Pückler).
42. Vgl. a. a. O. IX S. 288.
43. Diese Tatsache beweist auch das Kapitel „Die Nikolaistraße" im ersten Bande der „Reisenovellen". Dort berichtet Laube von seinem „Leipziger Reisejournal", das aus „Briefen an eine gnädige Frau" bestehe, „welche sich lebhaft für Weltgeschichte interessierte" und der Meinung war, er werde „ein sehr berühmter

Mann“ werden. Daß er hier wirklich den zweiten Teil der „Politischen Briefe“ meint, wenngleich wir nicht in allen die „gnädige Frau“ als Adressatin erkennen, geht auch aus der folgenden kurzen Inhaltsangabe hervor. Laube sagt, er habe über seine Leberkrankheit und über den bevorstehenden europäischen Krieg geschrieben. Beide Züge finden sich in den „Politischen Briefen“.

44. Vgl. unten S. 53.
44a. Vgl. Erinnerungen a. a. O. VIII S. 165.
45. Vgl. oben S. 13.
46. Vgl. a. a. O. VIII S. 163.
47. Vgl. Houbens Ausgabe IX S. 450.
48. Vgl. Deutsche Rundschau Bd. 134.
49. Vgl. Houben, Fähndrich Pistol a. a. O.
50. Vgl. Nr. 30—33.
51. Vgl. Houben, Biogr. a. a. O. I S. 87.
52. Vgl. a. a. O. I S. 74.
53. Vgl. Nr. 11, 12, 25.
54. Vgl. Nr. 55.
55. Vgl. Nr. 13.
56. Vgl. Nr. 62.
57. Vgl. Nr. 22.
58. Vgl. Houben, Fähndrich Pistol a. a. O. und Biogr. a. a. O. I S. 84.
59. Vgl. Biogr. a. a. O. I S. 85.
60. Vgl. oben S. 20.
61. Der Artikel zieht sich im Jahrgang 1833 bis Nr. 185 mit Unterbrechungen hin. Houbens Angabe (Biogr. a. a. O. I S. 90), er fülle den ganzen Jahrgang, ist falsch.
62. Houbens Angabe (Biogr. a. a. O. I S. 102. Dazu Houben, Karl Gutzkows ausgew. Werke Bd. XI S. 125) über Korrespondenzen aus böhmischen Bädern ist falsch, ebenso natürlich die daraus gezogene Folgerung, als sei Laube nicht der Autor gewesen. Houben stützt sich auf Gutzkows Rückblicke.
63. Vgl. Houben, Biogr. a. a. O. I S. 87 ff.
64. Vgl. Houbens Ausgabe a. a. O. II S. 32.
64a. Johann Matthias Schroeckh war Professor an der Universität Wittenberg und ließ 1774 zu Berlin erscheinen: Lehrbuch der allgemeinen Welt-Geschichte. Desgl. Allgemeine Weltgeschichte für Kinder. Leipzig 1779, 1780—84. Sein Spezialgebiet war Kirchengeschichte.
65. Vgl. Nr. 18 (1833).
66. Vgl. Biogr. a. a. O. I S. 79.

67. Vgl. auch Nr. 85 (1833) über Revolutionen.
68. Vgl. Nr. 78 (1833).
69. Vgl. Nr. 47 (1833).
70. Vgl. Nr. 91 (1833).
71. Vgl. Korrespondenz aus Leipzig Nr. 78—87 (1833). Auch diese Korrespondenz hat Laube ebenso wie die aus Karlsbad und München für die „Reisenovellen" unter dem Titel „Leipzig" verwandt.
72. Vgl. Nr. 108 (1833) (Korallenzweige).
73. Vgl. Nr. 223 (1833).
74. Vgl. Nr. 52 (1833).
75. Vgl. Nr. 85 (1833). Rotteck ist nach Laubes Meinung parteiisch.
76. Vgl. Nr. 61 (1834).
77. Vgl. Nr. 52 (1833).
78. Vgl. Nr. 42 (1833).
79. Vgl. Nr. 85 (1833).
80. Vgl. Nr. 32 (1833).
81. Vgl. Nr. 3 (1833) und 61 (1834).
82. Vgl. Vgl. oben S. 29.
83. Vgl. Nr. 85 (1833).
84. Vgl. Nr. 113 (1833).
85. Vgl. Nr. 52 (1833).
86. Vgl. Houben, Fähndrich Pistol a. a. O.
87. Auch Gutzkow berichtet in einem Briefe an Wolfgang Menzel vom 11. Oktober 1833, daß Laube nahe daran sei, den Mut zu verlieren, da ihm niemand ein ermunterndes Wort sage und ihn für viele Anfeindungen, namentlich höchst lästige Reklamationen preußischerseits entschädige (vgl. Houben, Gutzkowfunde S. 30).
88. Vgl. Laube, Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart 1840. Bd. IV S. 62.
89. Vgl. Correspondenz aus Leipzig Nr. 31 (1833).
90. Vgl. Nr. 18 (1833).
91. Vgl. Moderne Briefe Nr. 139 (1833).
92. Vgl. Nr. 31 (1833).
93. Vgl. Nr. 31 (1833).
94. Vgl. Correspondenz aus Leipzig Nr. 78—87 (1833).
95. Vgl. Nr. 3 (1833).
96. Vgl. Nr. 143 (1833).
97. Vgl. Nr. 130 (1833).
98. Vgl. Deutsche Romantik. Leipzig 1908.
99. Vgl. Walzel a. a. O. S. 23.
99a. Vgl. a. a. O. S. 66.

100. Vgl. Nr. 3 (1833).
101. Vgl. Nr. 2 (1833) (Der Herrgott 1833).
102. Vgl. Nr. 12 (1833). Dazu Nr. 57 (1833).
103. Vgl. Nr. 12 (1833).
104. Vgl. Nr. 12 (1833) (Köchy).
105. Vgl. Nr. 3 (1833).
106. Vgl. Nr. 22 (1833).
107. Vgl. Nr. 22 (1833).
108. Vgl. Nr. 100 (1833).
109. Vgl. Nr. 100 (1833).
110. Vgl. Nr. 42 (1833).
111. Vgl. Nr. 3 (1833).
112. Vgl. Nr. 42 (1833).
113. Vgl. Nr. 22 (1833).
114. Vgl. Nr. 100 (1833).
115. Vgl. Nr. 67 (1833).
116. Vgl. Nr. 12 (1833).
117. Vgl. Nr. 75 (1833).
118. Vgl. Nr. 213 (1833).
119. Vgl. Nr. 128 (1833).
120. Vgl. Goethes Sämtl. Werke. Jubiläumsausg. (Cotta) XVIII S. 34.
121. Vgl. Nr. 100 (1833).
122. Vgl. Nr. 128 (1833).
123. Vgl. Nr. 137 (1834).
124. Vgl. Nr. 133 (1835).
125. Vgl. Nr. 158 (1833).
126. Vgl. Nr. 27 (1833).
127. Vgl. Nr. 232—241.
128. Houbens Aufsatz in Sonntagsbeil. Nr. 29 der Voss. Ztg. vom 16. Juli 1905 ist, was die Autorschaft der Literaturartikel im Jahre 1834 anbetrifft, irreleitend. Nr. 26 gehört nicht Schlesier, sondern Laube. Durch Namensunterzeichnung beansprucht Schlesier für sich: Nr. 1 und 6 über Varnhagen (der zweite Aufsatz über Varnhagen in Nr. 6 ist von Laube, vgl. Moderne Charakteristiken), Nr. 36 (Goethe — Zelter — Maha Guru), 79, 97, 102 (Woltmanns Nachlaß). Seit Nr. 97 befindet sich Laube nicht mehr in Leipzig. In Nr. 107 steht die Erklärung, daß das Literaturblatt die drei Kritiker Laube, Schlesier und Wienbarg verschweige, wenn nicht ausdrücklich Namennennung erfolge. Hier beginnt erst die Schwierigkeit, die Autorschaft festzustellen. Nr. 107 (Deutsche Lyriker) ist wahrscheinlich Schlesier zuzusprechen, desgl. Nr. 112 und 117. Dagegen möchte ich Nr. 122 für Laube in Anspruch

nehmen. Laube betont die religiöse Stimmung schon in Nr. 46, desgl. später in der Selbstbiographie zu den Akten. Ebenso gehört wahrscheinlich Laube an: Nr. 132 und 137, beide beziehen sich auf den frühern Jahrgang (Nr. 228 und 108). 132 ist auch in die „Mod. Charakterist." aufgenommen. Die Besprechung des Buches „Rahel" in der letzten Nummer vom 31. Juli 1834, wo Laube offiziell von der Redaktion Abschied nimmt, stammt aus Schlesiers Feder, wie Varnhagens Brief an ihn beweist (vgl. Sonntagsbeil. z. Voss. Zeitg. 1905 S. 236).

129. Vgl. Heinrich von Ofterdingen (Goldene Klassikerbibliothek, ed. Herm. Friedemann) S. 139 f.
130. Vgl. Nr. 26 (1834).
131. Vgl. Nr. 36 (1834).
132. Vgl. Nr. 41 (1834).
133. Vgl. Nr. 42—45 (1834).
134. Vgl. Nr. 122 (1834).
135. Dieselben Ansichten spricht Laube viel später wieder aus im Jahre 1845, wo er die Einleitung zum ersten Bande der dramatischen Werke (Monaldeschi) schrieb. Die Ausführungen gelten für seine Gefängniszeit und sind zum Vergleich und für die Echtheit dieses Zeitungsartikels sehr wichtig (vgl. Houbens Ausg. a. a. O. II S. 10).
136. Vgl. a. a. O. S. 390 ff. Desgl. S. 329.
137. Vgl. Nr. 7 (1833).
138. Vgl. Nr. 62 (1833).
139. Vgl. Nr. 100 (1833).
140. Vgl. Nr. 113 (1833).
141. Vgl. Nr. 158 (1833).
142. Vgl. Nr. 203 (1833).
143. Vgl. Nr. 238 (1833). Nr. 46 (1834). Dazu auch Walzel a. a. O.
144. Vgl. Nr. 26 (1834).
145. Vgl. Nr. 46.
146. Vgl. Nr. 74.
147. Vgl. Houbens Ausg. XI S. 118/119.
148. Vgl. Houbens Ausg. XI S. 19 ff.
149. Vgl. Nr. 104—106 (1833).
150. Vgl. Houbens Ausg. XI S. 19.
151. Vgl. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1904, S. 239/240, 244—246.
152. Vgl. besonders a. a. O. S. 244.
153. Varnhagen hat in seinem Exemplar, das sich auf der Berliner Königl. Bibliothek befindet, trotzdem noch viele Ausstellungen

gemacht und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die zahlreichen bösen Tatsachenfehler zu korrigieren.

154. Vgl. Zeitschr. für Bücherfreunde a. a. O.

155. In den Erinnerungen (a. a. O. VIII S. 209/210) bestreitet Laube seine nähere literarische Bekanntschaft mit Heine um diese Zeit und erklärt, er habe Börne viel näher gestanden, wie denn Börnes Stil die junge Generation, also auch Laube selbst vom Schwulst errettet habe. Dieser Altersmeinung Laubes ist entschieden zu widersprechen. Im Gegenteil, es vollzieht sich ein Abwenden von Börnes Politik und ein allmähliches Zuwenden zu Heines poetischer Anschauung, wenn nicht schon die erhaltenen Briefe Laubes an Heine eine nähere literarische Bekanntschaft voraussetzten. Die „Reisenovellen", mit rein künstlerischer Absicht geschrieben, haben nichts mehr zu tun mit der Gesinnungsschriftstellerei Börnes.

156. Vgl. Nr. 17 (1833).

157. Vgl. Nr. 17 (1833).

158. Vgl. Houbens Ausg. a. a. O. V S. 123/124.

159. Vgl. Nr. 100 (1833).

160. Vgl. Nr. 41.

161. Laube war der Meinung, wie er in der Einleitung zu „Monaldeschi" 1845 ausführlich darstellt, daß „trotz Schiller und Goethe in Deutschland immer nur das bürgerliche Drama populär gewesen sei". Das Familienleben erklärt er für allein lebendig in Deutschland und deshalb für bühnenfähig. Das bringt ihn nahe an Iffland und Kotzebue und hatte auf die Bevorzugung des Lustspiels und Gesellschaftsstücks in Wien zweifellos Einfluß. Laubes eigene dramatische Produktion hat indessen zum größten Teil andere Wege eingeschlagen (vgl. Houbens Ausg. a. a. O. II S. 9 f.).

162. Vgl. Nr. 5 (1833), 65—68 (1834).

163. Vgl. Nr. 30—35 (1833).

164. Vgl. Correspondenz aus Leipzig Nrn. 78—87 (1833).

165. Vgl. Nr. 78—87 (1833).

166. Vgl. Nr. 42—45 (1834).

167. Vgl. Nr. 223 (1833).

168. Vgl. Nr. 11 (1834).

Inhaltsübersicht des Schlusskapitels.

1. Laube als Dichter in der Novelle „Die Poeten".
   Die Novelle ist eine Zeitnovelle, ihre Personen in mannigfachen Abstufungen personifizierte Ideen. Als Urbilder ergeben sich mit ziemlicher Sicherheit Mitglieder des Breslauer Freundeskreises von Heinrich Laube. Für die Frauen deuten leise Spuren nach Jäschkowitz. Im Gegensatz zu Houben, der als literarisches Vorbild des Buches Woltmanns „Memoiren des Freiherrn von S—a" hingestellt hat, wird der Zusammenhang in den ethischen Grundlagen mit Wilhelm Heinses „Ardinghello" betont. Die Auffassung der Ehe in den „Memoiren" ergibt sich als identisch mit derjenigen der älteren Romantik. Hier liegt der klare Gegensatz zwischen Heinse und der romantischen Richtung. Trotzdem zeigen Einzelheiten der Motive, daß Laube die „Lucinde" und die „Memoiren" gekannt hat. Die Kritik der poetischen Erstlingsarbeit Laubes betont den theatralischen Aufbau neben übermässiger Breite des sozialpolitischen und psychologischen Details.
2. Allgemeiner Umriß der Zeit des Konflikts mit der preußischen Regierung im Anschluss an Houbens Darstellung.
   Der z. B. von Geiger in diese Zeit verlegte plötzliche Gesinnungswechsel wird im Gegensatz zu dieser Meinung als organische Weiterentwicklung betont. Das Ziel der poetischen Form, die über jede politische gestellt wird, ist für Laube schließlich maßgebend. Den Schlußstein zu dieser Entwicklung hat Varnhagen von Ense gelegt. Als Aeußerungen der neuen, organisch gebildeten Gesinnung gelten die Erklärungen, durch welche die Zugehörigkeit zu einem jungen Deutschland mit politischen Zielen geleugnet, dagegen eine Lanze für „moderne Schreibweise" gebrochen wird. Am deutlichsten offenbart Laube seine neuen Ziele in den „Modernen Charakteristiken". Als lebensvoller Inhalt der modernen Poesie ergeben sich hier die „wirklichen, echten Hauptinteressen eines Volkes".
3. Laube als Dichter in den „Reisenovellen".
   Laubes Definition der „Reisenovelle", daß Oertlichkeit, Menschen-

stamm, Landessitte den Geist für die Novelle ergeben sollten, ist nicht identisch mit Heimatkunst. Neben dem novellistischen, nur beschränkt objektivierten Element herrscht das rein historische vor. Alles ist durchdrungen von der subjektiven Einmischung des reisenden Autors. Für die einzelnen Novellen sind mit einer Ausnahme, wo ein wirkliches Reiseerlebnis vorliegt, keine Quellen nachgewiesen. Eine kurze Kritik stellt wieder die übermäßige Reflexion fest, die sich als Goethische Kontemplation gebärdet.

4. Laube als Dichter in den „Kriegern" und „Bürgern".

Die ursprüngliche Zeitnovelle ist dem Entwicklungsroman gewichen. Das junge Europa faßt die einzelnen Teile zur Einheit zusammen. Wie Laube selbst zur Anerkennung der poetischen Form fortgeschritten ist, so hat er auch hier den Helden in polnischen Kriegserlebnissen und im Gefängnis die Resignation im politischen Leben finden lassen. Die vom Uebermaß der Leidenschaft erfüllte Persönlichkeit Hippolyts geht zu Grunde, der Held wird aus einem doktrinären Weltreformator ein tätiger Landwirt. Laubes alte Fehler, Theatralik und übermäßige Reflexion, werden auch hier festgestellt.

Inhaltsübersicht des Anhangs.

Motive und Stil werden behandelt.

Der Napoleonkult und das Doppelgängermotiv sind Heinischen Ursprungs. In den Romanen Laubes finden sich häufig dieselben Requisiten; sie lassen sein historisches Studium als gering erscheinen. Im Stil ist eine scharfe Trennung der Frühzeit von den reiferen Jahren festzustellen. In der Frühzeit offenbart Laube Abhängigkeit von Jean Paul, noch mehr aber von Heine. Diese Abhängigkeit besteht in der Anwendung von Metaphern, Wortspielen und von subjektiv gefärbten kurzen Sätzen. Die spätere Zeit pflegt den gegliederten Satzbau. Das Epitheton findet seine charakteristische Ausbildung bei der Schilderung der Frau. Die robuste Art Laubes im Gegensatz zu Heine wird hier besonders deutlich.

Lebenslauf.

Ich, Paul Otto Konrad Przygodda, evangelischer Konfession, bin am 26. November 1885 in Roglaß, einem Dorfe des ostpreussischen Kreises Ortelsburg, geboren. Den ersten Schulunterricht genoß ich in Olschienen, wohin mein Vater in meinem fünften Lebensjahre als erster Lehrer an der dreiklassigen Dorfschule versetzt wurde. Im zwölften Jahre, Ostern 1897, kam ich in die Sexta der Ortelsburger Privatknabenschule. Michaelis 1898 zog ich mit meinen Eltern nach Rixdorf bei Berlin, wo mein Vater noch jetzt als Rektor einer Gemeindeschule wirkt. Seit dieser Zeit besuchte ich das Luisenstädtische Gymnasium zu Berlin, in dessen Quinta ich eintrat, um Ostern 1906 nach vorschriftsmäßiger Absolvierung aller Klassen die Schule mit dem Zeugnis der Reife zu verlassen. Meine bisherige Studienzeit verlebte ich an der Universität Berlin, wo ich an Vorlesungen und Uebungen über deutsche Philologie, Philosophie und Geschichte teilnahm.

Vorlesungen besuchte ich bei den Herren Hans Delbrück, Dessoir, Hintze, Hirschfeld, Lenz, Eduard Meyer, Rich. M. Meyer, Münch, Pfleiderer, Rieln, Roethe, Erich Schmidt, Vahlen, M. v. Wilamowitz-Moellendorff.

An ihren Uebungen ließen mich teilnehmen die Herren Max Herrmann, Lasson, Rud. Lehmann, Lenz, Paulsen †, Erich Schmidt, Rieß, Roediger, Roethe. Seit meinem dritten Semester war ich zuerst ordentliches, später außerordentliches Mitglied des Berliner germanischen Seminars.

Besondere Förderung ließ Herr Professor Erich Schmidt dieser Arbeit angedeihen. Auf ihn geht auch die Anregung dazu zurück. Für all seine Mühe spreche ich an dieser Stelle den schuldigen Dank aus.

Die Promotionsprüfung bestand ich am 16. Dezember 1909.